

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 216

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Lehrstück über die Unversehrtheit

«Zwischen Sehnsucht und Schande» erzählt die Biographie der Anna Maria Boxler aus Gams – ein Leben, das aus nichts anderem zu bestehen scheint als aus Hunger, Gefängnis und Elend. Das Buch relativiert heutige Probleme ganz gewaltig.

von Andrea Kessler

Es ist eine unerhört bittere Lebensgeschichte, die hier erzählt wird. Über 160 Seiten hinweg stürzt die Nachstickerin Anna Maria Boxler von einer Unfassbarkeit in die nächste, und die Geschichte wird ärger und ärger. Und dann ist das letzte Kapitel beendet, der letzte Satz gelesen und die Fotos kommen. Mit einem feinen Lachen sitzt Anna Maria auf einer Bank, die Beine in dicken Pantoffeln leicht von sich gestreckt, den warmen Sonnenschein im Winter im Gesicht, ein Mädchen neben sich. Ein Bild zufriedener Gemütlichkeit. Die Fotografie scheint gar nicht ans Ende dieser drückenden Geschichte zu passen. Zu erwarten wäre eine verbitterte Frau, mit eingedunkeltem Blick und schweren Runzeln – auch eine weinende Frau hätte gepasst. Nach einer solchen Lebensgeschichte muss einem das Lachen abhanden gekommen sein.

Prostitution für zwei Franken

Sie stand von allem Anfang an auf der Schattenseite. Als uneheliches Kind in Gams geboren, ist Anna Maria Boxler mit einem Makel behaftet, und schon als Kind beginnt ihre Wanderschaft auf der Suche nach einem guten Leben, die lange kein Ende nehmen wird. Sie kommt nach St.Gallen, arbeitet als Nachstickerin und heiratet noch als Minderjährige den Schiffsticker Adolf Looser. Mit immer mehr Kindern zieht sie ihrem Mann von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle nach. Ins Vorarlbergische, nach Rebstein, nach Heiden, nach St.Gallen. Das Geld reicht nie für die mausarme Grossfamilie. Anna Maria prostituiert sich, während ihr Mann im Militär dient. Für die zwei Franken, die ein Freier zahlt, arbeitet sie achtzehn Stunden in der Fabrik. Aber sie wird verpiffen, kommt ins Gefängnis (ihr Freier nicht). Später verkauft sie aus Not ihre Singer-Nähmaschine, die sie noch abstottert, wird wieder verpiffen, wird wieder eingesperrt und verliert ihre sieben Kinder. Eins ums andere wird ihr weggenommen und verdingt – aus «erzieherischen» Gründen. Dass Not aus Armut geboren wird, scheint niemand wissen zu wollen.

Das warme Feuer im Bauch des Buches

Es ist der Enkel von Anna Maria Boxler, Heinz Looser, der sich auf eine sieben Jahre dauernde Suche nach seiner Grossmutter begibt. Immer wieder ist er als «der Enkel» im Buch sichtbar. Seine Überlegungen, Gedanken und Vermutungen sind das warme Feuer im Bauch des Buches. Looser folgt den



Anna Maria Boxler mit ihrer jüngsten Tochter Anna Maria auf der Dachterrasse ihrer Arboner Wohnung, ca. 1939. Bild: pd

Quellen, kommentiert und kritisiert, bewertet und sortiert sie vor den Augen der Leser. Co-Autorin Lisbeth Herger hat das Gefundene schliesslich aufgeschrieben. So ist zu erfahren, wie der Enkel in den Archiven sitzt, sich die letzten Krümel des Frühstückgipfels vom Mund wischt und die Gerichtsurteile zu einer Abtreibung studiert, derer Anna Maria Boxler angeklagt war. «Plötzlich blitzt es in seinem Kopf. Ein kleiner, greller Schmerz. Das Kind, das damals hätte abgetrieben werden sollen, ist das einzige in der Schar, das er wirklich kennt. Es heisst Fritz. Und wurde später sein Vater.»

Verkehrte neue Welt

«Zwischen Sehnsucht und Schande» ist über das unerhörte persönliche Schicksal hinaus ein unerhörtes Zeugnis einer rigiden Gesellschaftsordnung. Mildernde Umstände für Armut? Gibt es nicht. Moralische Gleichheit bei ausserehlichen Verbindungen? Gibt es nicht. Familiäres Verständnis und Sorge? Gibt es nicht.

Zwischen uns und Anna Maria Boxler liegen nicht einfach Jahrzehnte, sondern verkehrte neue Welten. Unsere Gesichter am Ende einer solchen Lebensgeschichte wären andere. Denn paradoxerweise sind wir es, die trotz aller Freiheiten unsere Unversehrtheit längst verloren haben. Das ist eine Schande.



Lisbeth Herger und Heinz Looser:
Zwischen Sehnsucht und Schande.

Die Geschichte der Anna Maria Boxler 1884 – 1965.

Hier und Jetzt Verlag, Baden 2012. Fr. 39.90

Buchvernissage: Staatsarchiv des Kantons Thurgau Frauenfeld.

Donnerstag, 4. Oktober, 18 Uhr.

Renaissance der Genossenschaften

Die globale Krise des Finanzkapitalismus schärft den Blick für Alternativen. Dass eine andere, menschenfreundliche Wirtschaft möglich ist, dokumentieren zwei aktuelle Neuerscheinungen.

von Ralph Hug



Auch die «Woz» ist ein seit dreissig Jahren funktionierendes Kollektiv. Bild: Adrian Elsener

Seit zwei Jahrzehnten predigt der Neoliberalismus, dass die auf Gewinn, Konkurrenz und Effizienz beruhende Marktwirtschaft die beste aller Wirtschaftsformen sei. Dabei geht vergessen, dass es immer auch Gegenprojekte zur blinden Gewinnmaximierung gab. Und zwar dauerhafte und sehr erfolgreiche. Am bekanntesten sind die gemeinnützigen Genossenschaften. Sie stellen das Gemeinwohl anstelle des Profits des Einzelnen ins Zentrum. Obwohl ein altes helvetisches Kulturgut – schon der Name «Eidgenossenschaft» zeigt es an –, galten sie lange Zeit als antiquiert und überholt.

Jetzt erleben sie eine Renaissance. Die Uno hat das Jahr 2012 zum Jahr der Genossenschaften gekürt. Also ein geeigneter Rahmen für die Herausgabe des Bandes «Genossenschaften: gemeinsam erfolgreich» von Martin Arnold, Urs Fitze und Daniel O. Maerki. Die beiden Ostschweizer Journalisten haben es sich zusammen mit dem Geschäftsführer der Sektion Zürich des Verbandes Wohnbaugenossenschaften Schweiz zur Aufgabe gemacht, anhand von Porträts und Interviews die Aktualität der Genossenschaften und gleichzeitig ihre Formenvielfalt vor Augen zu führen. Marktorientierte Grossgenossenschaften wie Coop, Migros oder Raiffeisen gehören zu unserem Alltag. Aber auch Unternehmen wie die Schweizer Reisekasse (Reka), die Gläubiger-genossenschaft Creditreform oder die Autoteilgenossenschaft Mobility bedienen ein breites Publikum. Und alle operieren erfolgreich am Markt. Auch wenn bei einigen von den ursprünglichen Prinzipien Solidarität und Selbsthilfe nicht mehr viel übrig geblieben ist.

Genossenschaften sind dort gefragt, wo das Gemeinschaftselement im Vordergrund steht. Aber ein Allheilmittel sind sie nicht. Laut dem Forscher Robert Purtschert haben Genossenschaften die grössten Potenziale in der Landwirtschaft und im Gewerbe. Wohltuend am vorliegenden Buch ist, dass die Modernität der Genossenschaften herausgestri-

chen wird, sie aber auch nicht glorifiziert werden. Der Band ist zweifellos ein wichtiger und lesenswerter Beitrag zur Aufklärung über eine zu Unrecht diskreditierte Wirtschaftsform, die für die Zukunft einiges verspricht.

Eine stille Graswurzelrevolution

Dass Menschen überall auf der Welt konkrete Alternativen zum Kapitalismus leben, dokumentiert der von Bettina Dytrich und Pit Wuhrer herausgegebene Band «Wirtschaft zum Glück». Unter dem Titel «Solidarisch arbeiten heute, weltweit» versammelt er zahlreiche Berichte und Reportagen über Selbstverwaltungs- und Genossenschaftsprojekte in allen Wirtschaftszweigen. Ein Teil der Features ist in der «Woz» erschienen, die selbst ein seit dreissig Jahren funktionierendes Kollektiv ist. Man lernt den baskischen Kooperationsverbund Mondragón kennen, die britischen Credit Unions und ein deutsches EW, das Ökostrom anbietet, aber auch philippinische Bioreisproduzenten oder eine unkonventionelle Schuhwerkstatt im österreichischen Waldviertel – wenig bekannte und teils «unmögliche» Projekte jenseits von Profit und Umweltzerstörung.

Auch hier ist Staunen über die alternativ-ökonomische Diversität angesagt. Über die Jahrzehnte hat sich weitgehend unbemerkt eine Graswurzelrevolution abgespielt. Allein schon die Existenz dieser Szene strafft die neoliberale Legende von der kapitalistischen Exklusivität Lügen. Dieses Buch hat wenig Chancen, in der Rubrik «Ökonomische Literatur» der NZZ besprochen zu werden, liegt es doch quer zu zentralen Ideologien des Zeitgeistes. Umso wertvoller ist es aber für die Frage einer nachkapitalistischen Zukunft, die sich immer mehr aufdrängt. Indem das Buch aufzeigt, dass viele Projekte unvollendet, widersprüchlich und konfliktvoll sind, widersteht es der Versuchung, eine heile Welt zu zeichnen und billige Rezepte für die Pathologien der Moderne anzubieten. Doch der Grundton ist optimistisch. «Wir werden immer mehr», schreibt Pit Wuhrer im Vorwort. Er diagnostiziert, dass die Voraussetzungen für eine solidarische und dezentrale Ökonomie nicht zuletzt dank neuer technologischer Möglichkeiten heute so gut seien wie nie. Hoffentlich trifft diese Analyse zu.



Martin Arnold, Urs Fitze,
Dr. Daniel O. Maerki:

**Genossenschaften:
gemeinsam erfolgreich.
Hintergründe und Reportagen.**

Eigenverlag Pressebüro Seegrund,
St.Gallen 2012. Fr. 35.–



Bettina Dytrich, Pit Wuhrer (Hrsg):
Wirtschaft zum Glück.

Solidarisch arbeiten heute, weltweit.

Rotpunktverlag, Zürich 2012. Fr. 28.–

www.buchplanet.ch

Über 20'000 Secondhand Bücher

buchplanet.ch
STIFTUNG TOSAM

Ein Projekt der Stiftung Tosam

Herbst in der Rose:

Buchvernissage
Dienstag 6. November
20 Uhr
Ivo Ledergerber
Fromme Gedichte

Hommage an
Mascha Kaléko
mit Erika Fritsche und
Heinz-Andrea Spychiger
Mittwoch 21. November
20 Uhr

Cave littéraire
Mittwoch 5. Dezember
20 Uhr
Wir stellen eine Auswahl
Herbstneuerscheinungen
vor.

Buchhandlung zur Rose

Gallusstrasse 18
9000 St.Gallen
Tel. 071 230 04 04
Fax 071 230 04 09
buchzurrose@bluewin.ch
buchhandlungzurrose.ch



pejajk.ch



BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

Unterwäsche, Teenagerheftli und Kebab

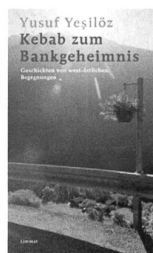
Es ist unverkennbar: Der Ton in der schweizerischen Secondo-Literatur hat sich verändert. Anstelle von Klage, Anklage und Verzweiflung, wie zum Beispiel oft in den Gedichten von Dragica Rajcic, tritt zunehmend Listigkeit und – etwas überraschend – Humor. Das ist bei den Kolumnen von Yusuf Yeşilöz (*1964) der Fall, die jetzt in einem schmalen, aber inhaltlich gewichtigen Band zusammengefasst sind. Aber auch ihr kurdisch-türkischer Verfasser, der seit 1987 in der Schweiz lebt und bereits acht Bücher veröffentlicht hat, kommt um diesen Satz nicht herum: «Bis heute bin ich auf keinen Emigranten gestossen, der die Fremde nicht beklagt hätte. Das ist nicht nur in der Schweiz so.»

Yeşilöz ist ein wacher Beobachter, der durchaus um den Ernst der Lage weiss, klug reflektiert und über ein gut ausgebildetes Sensorium für die alltäglichen Absurditäten im Alltag der «west-östlichen Begegnungen» in der Schweiz verfügt.

Zwei Beispiele: Ein Vater entdeckt bei seiner Tochter eine Teenager-Zeitschrift mit einem für ihn provokanten Titelbild. Er entsorgt es auf spezielle Weise. Die Tochter findet in den Ferien in Anatolien heraus, dass ihre Cousine von ihrem Vater jeweils die türkische Version der Zeitschrift geschenkt erhält. Da erinnert sie sich, dass ihr Vater seinen in der Türkei gebliebenen Bruder als einen Hinterwäldler bezeichnet hat – eine schöne Ironie auch in Zusammenhang mit SVP-Präsident Toni Brunner. Der Autor besucht oft

Zürcher Freunde, deren Ferienhaus neben Brunners Hof liegt, wo sie ihre Milch kaufen. Einmal steigt die Waschmaschine aus und Familie Brunner, gutnachbarlich, mit ihrer Maschine ein. So wird auch die Unterwäsche von Yeşilöz bei Brunners gewaschen. Seither trägt er sie nicht mehr, in der Hoffnung, dass ihr Wert von Wahl zu Wahl steigt: «Ich versteigere sie aber erst dann, wenn Toni nicht mehr Chef der Partei ist.»

39 Mal können sich Leser dieser Kolumnen wundern, schmunzeln oder an den Kopf greifen, nur um dann feststellen zu müssen: Es fällt viel leichter, einen Kebab zu essen, als das eigene Denken und Verhalten zu hinterfragen. Dabei – mit oder ohne Kebab – können diese lesenswerten Kolumnen auf vergnügliche Weise helfen. *Richard Butz*



Yusuf Yeşilöz:
Kebab zum Bankgeheimnis.
Geschichten von west-östlichen Begegnungen.
Limmat Verlag, Zürich 2012. Fr. 28.50

Der Mann mit dem Hut in der Hand



Bild: pd

Er gehört zu meinen Erinnerungen: der Vertreter der Firma Just im ausserrhodischen Walzenhausen. Was er jeweils meiner Mutter verkaufte, interessierte uns Buben nicht. Das Bestellte war dann einfach eines Tages da, im Badezimmer oder im Putzschrank und manchmal reklamierte der sparsame Vater über die Rechnung. Erstaunlich ist: Die Firma gibt es immer noch, ebenso wie ihr Verkaufssystem mit Verkaufsberaterinnen und -beratern, die sich aber deutlich vom althergebrachten und inzwischen verschwundenen Hausierertum abgrenzen. Fakt ist, dass heute rund 60'000 Frauen und Männer rund um den Globus die Marke Just verkörpern. Zunehmend populär wird auch der Verkauf über Hausparties. Vergangenheit ist der Just-Schuldienst mit dem Schuldienstreferenten Albert Frei, der von 1962 bis zu seiner Pensionierung 1986 an 4462 Tagen rund 6353 Schulvorträge vor über 100'000 Schülerinnen in Hauswirtschaftsschulen hielt.

Solche und andere Geschichten sind das Thema im Buch «Von Tür zu Tür», herausgegeben von Iris Blum und Heidi Eisenhut. Sie spannen den Bogen weit: mit einer Geschichte der Firma von Anna Schneider, einem Beitrag über die Schulung der Berater von Heidi Eisenhut und einem sehr vergnüglichen von Iris Blum über die Just-Berater als «Hausfrauenflüsterer». Hanspeter Spörri beschreibt in seinem Beitrag «Verkaufen ist ein Beziehungsgeschäft», wie sehr sich die Berater auch mit ihrer ganzen Persönlichkeit einbringen und exponieren müssen. Kathrin Hoesli berichtet über die Just-Vertriebswege im Ausland, hier vor allem über Heimparties. Severin Perrig weitet das Thema auf die Literatur aus, Anne-Marie Nesor sucht nach Beispielen in der Kunst und in der Karikatur, und Franziska Meister schreibt über die zwei Filme «Salesman» und «Reisender Krieger». Dieses Themenheft, in der Reihe «Das Land Appenzell», das mit einer Abhandlung von Roman Rossfeld über den Wandel im Direktverkauf in den vergangenen zwei Jahrhunderten beginnt, ermöglicht einen faszinierenden Einblick in ein Phänomen und liefert ein spannendes Kapitel der Appenzeller und Schweizer Geschichte. *Richard Butz*



Iris Blum und Heidi Eisenhut (Hrsg.):
Von Tür zu Tür. Geschichten rund um
Just-Berater und Handelsreisende.
Das Land Appenzell, Heft 40.
Appenzeller Verlag, Herisau 2012. Fr. 34.–

Verdammt hart an der Grenze

Der Roman «Die Lieder, das Töten» ist so hart, wie sein Vorarlberger Autor André Pilz mit seinem drängenden Blick und dem kahlen Schädel wirkt. Und wie seine drei vorhergehenden Romane, schmettert er auch diese Geschichte in einer rauen Sprache in eine üble Szenerie.

Nach einer nuklearen Katastrophe werden ganze Landstriche zur Sperrzone erklärt. Wer sich dort herumtreibt, hat böse Gedanken oder eine traurige Vergangenheit, denn im militärisch abgeriegelten Gebiet herrscht Gesetzlosigkeit. Hier soll ein kaputter Antiheld namens Pfeiffer den Anführer der Outlaws, einen gewissen Strasser, unschädlich machen. Pfeiffer ist längst nicht mehr sauber. Er verbläst sein Hirn mit Pillen, ertränkt es mit Schnaps und ergeht sich in sexuellen Gewaltfantasien. Hatte eben – um im Jargon von Pilz zu bleiben – ein verfuckt hartes Scheissleben. Wem es bei solchen Worten schlecht wird, der lässt dieses Buch besser im Regal der Buchhandlung stehen. Wer sich aber darauf einlassen kann, für den entwickelt die Geschichte einen dunklen Drive, der ihn am Ende in eine der letzten Mauern der Selbstüberzeugung spitzt. *Andrea Kessler*



André Pilz:
Die Lieder, das Töten.
Haymon Verlag,
Hohenems, Wien 2012.
Fr. 28.50

Mach dein Ding allein

«Ich bin ein Scheisskerl!» – so beginnt Andreas Niedermanns Roman. Ein vielversprechender erster Satz, der zunächst nicht einhält, was er verspricht. Niedermann erzählt die Geschichte eines künstlerisch veranlagten Kleinkriminellen, der abgebrannt im Süden Frankreichs fest sitzt und mit kaltem Blick von einem Hügel herab ein Trainingscamp der Fremdenlegion und die Huren der Hafenstadt beobachtet. Seite um Seite dümpelt die Geschichte in unsicher gesetzten und mitunter geschwätzigen Sätzen dahin und man fragt sich: Was will mir der eigentlich erzählen?

Rambo Rimbaud, so der falsche Name des Protagonisten, findet schliesslich eine Mitfahrgelegenheit und kehrt zurück in sein «blödes Land» – die Schweiz, Zürich. Er taucht ein in eine Stadt, in der die unruhige Jugend brennt. In die Stadt der Bewegung. Rambo Rimbaud trifft in einer Knelle auf einen Typen, mit dem er sich anlegt und schliesslich anfreundet. Der alternde, schreibsüchtige Schriftsteller Andreas tippt seine Geschichten auf einer Kugelkopfschreibmaschine und schreibt bloss noch für sich selber: Er lässt von jeder Geschichte nur ein Buchexemplar anfertigen und stellt es in sein Bücherregal. Dieser massige Mann erzählt dem Tagedieb von den Goldbarren, die in der nebenan gelegenen Bahnpost von Zeit zu Zeit transportiert werden. Jeweils ein Sack mit 25 Kilo Gold, eine Million Franken. Andreas hat einst dort geschuftet und weiss über jedes Detail Bescheid. Rimbaud wittert die Chance seines jungen Lebens, er will ans grosse Geld, er will den grossen Coup landen. Und der Schriftsteller wird sein Mentor. Endlich gewinnt der Roman an Fahrt. Die Dialoge sitzen, die Sprachbilder überraschen, kein Wort zu viel, keines zu wenig, kein Pseudostrassenslang – stattdessen böser trockener Witz. Rimbaud taucht ein ins Stadtleben, er hält sich mit Ladendiebstählen und Dealen über Wasser, er liebt zwei Frauen, Schmetterlinge, die sich mit dem Lonely Wolf vergnügen. Mehr nicht.

Rimbaud bereitet seinen Coup akribisch vor, er lässt sich in der Bahnpost als Hilfskraft anstellen. Der Raub gelingt dem cleveren Kerl. Er selbst hält nicht viel von sich. An einer Stelle sagt er: «Und trotz meiner Talentlosigkeit verfügte ich doch über eines. Es war vielleicht weniger ein Talent als eine Sache des Willens und einer gewissen Herzenskühle: Ich konnte mich losreissen. Wenn es sein musste. Ich konnte

alles ohne Bedauern zurücklassen und weitergehen.» So kalt, er die Welt wahrnimmt, ist er nicht. Sein Panzer bekommt Risse. Aber den mitleidlosen Blick bewahrt er sich. Etwa wenn er sich unter die Bewegten mischt. Hier läuft Andreas Niedermann zur Hochform auf – in der reportagenhaften Beschreibung der Strassenschlachten, in den Knastszenen. Wie er die Arbeitswelt der Jobber ins Bild setzt, das muss man in der jüngeren Schweizer Literatur suchen. Grosses Kino, ein Lesegenuss. Knapp und präzise wie Hemingway. Und Niedermann leistet sich auch noch den Luxus, einen Kurzroman im Roman zu verstecken – einen Krimi im Krimi, die Geschichte einer Frau, die aus Leidenschaft zur Mörderin wird und am Ende unter absurden Umständen ums Leben kommt.

Niedermann hat einen fulminanten sprachlichen Steigerungslauf hingelegt – letztlich überzeugend und überraschend inszeniert. Mit einem Rambo Rimbaud, der, wie sich am Ende herausstellt, kein Scheisskerl ist; er ist ein Wiedergänger des alternden Schriftstellers Andreas. Rambo Rimbaud hat bloss irgendwie zu sich selbst gefunden. Fast ohne Gold, übrigens. Was zählt, ist das Ende, nicht der Anfang. *Andreas Fagetti*



Andreas Niedermann:
Goldene Tage.
Songdog Verlag,
Wien 2012. Fr. 25.–

Mensch / du bist in der Welt / geh

Lyrik ohne Berührungängste mit der Gegenwart: Die neuen Gedichtbände von Clemens Umbricht, Ivo Ledergerber und Arthur Steiner.

von Peter Surber

Die alte Schreibmaschine, die in der Nacht ein «Puzzle aus Leerschlägen» produziert, ist keine Hermes, sondern «Marke Schlaflosigkeit». Die Schreibmaschine kommt vor im «Spaziergang nach Mitternacht», einem von neun Spaziergängen im neuen Gedichtband des St.Gallers Clemens Umbricht. Es sind melancholische bis haltlose Gänge durch Zeiten, Orte und Texte. Durch Venedig zum Beispiel, durch ein Paris voller Anspielungen oder ins Maggiatal, durch August, November oder Neujahr. Und eben: durch die Nacht. Das Ohr folgt den eigenen Schritten, «die auch jetzt noch von einem weg führen, / in diesem Krümel von Zeit». Die Stunden zerbröckeln, die Dunkelheit sieht aus, «als könnte der Asphalt rennen», die Autos rasen immer schneller, ein «Konvoi blinkender Taxis, der langsam rückwärts fährt», dann Schnee, einmal ein Gefauche von Katzen, schliesslich Stille.

Die falschen Dinge

Und überall: «Bedeutungen». Umbricht lädt, was er sieht oder sich vorstellt, mit Assoziationen auf, mit Bezügen zu Büchern, Bildern, Filmen, klugen Köpfen. Sein «Museum der Einsichten», wie der Gedichtband heisst, versammelt im Titelgedicht entsprechend «delikate Exponate, wohin man schaut». Durch die Räume weht der «Wind der Signifikanten», hier ist Hegels Dialektik, dort der «Stuhl der Zerknirschung» zu sehen: Es ist eine fröhliche Wissenschaft, die der umfassend gebildete Dichter betreibt. Kein Wunder, kann im nächsten Gedicht sogar die Zahl Pi zum Thema werden. Nichts für Lernmuffel, diese Poesie.

Was kann das Gedicht? Bei Clemens Umbricht schafft es Gegenwart. Umbricht beschreibt Gemälde; zum Beispiel einen Goya im Museo del Prado in Madrid so, dass der Schrecken «nichts von seiner Farbe verloren» hat und bis heute «das Entsetzen bleibt». Er macht Landschaften lebendig, etwa das niederländische Texel mit seinem «Hirngespinst von Möwen». An Umbrichts literarischen Orten, von der einstigen Cyrano Bar im Linsebühl bis zum Grab von Brodsky in Venedig, spiegelt sich das Bröckelnde der Existenz, ihre Fragwürdigkeit im «Zimmer der falschen Dinge». Einmal, in einer knappen, düsteren Zukunftsvision sieht Umbricht «Das Jahrhundert der Wölfe» angebrochen. Der Himmel «wie ein Spiegel aus vergifteter Erde» und kein Rotkäppchen weit und breit, das die Grossmütter retten könnte. Da vergeht selbst dem Dichter das Dichten.

Unkirchlich fromm

Was kann das Gedicht? Es kann, zum zweiten, schimpfen, wettern, lobpreisen und heiter belehren. Zumindest wenn sein Autor Ivo Ledergerber heisst. Ledergerber, der Unermüdliche, legt jetzt eine Sammlung mit dem Titel «Fromme Gedichte» vor. Sie sind wie üblich lakonisch, lebensnah und auf eine Pointe zugespitzt. Ledergerbers Provokationslust bekommt diesmal am stärksten die Zentrale der Frömmigkeit zu spüren: die katholische Kirche und der Papst in Rom. Diesem fährt Ledergerber fast so blasphemisch wie kürzlich das Satiremagazin Titanic an den Karren: «Verbrannt ist

alles ganz und gar / Der arme Papst mit Haut und Haar». Und den stockkonservativen Churer Bischof Huonder erinnert er daran, was die Kirchenfürsten mit ihrem Kadavergehorsam bis heute angerichtet haben:

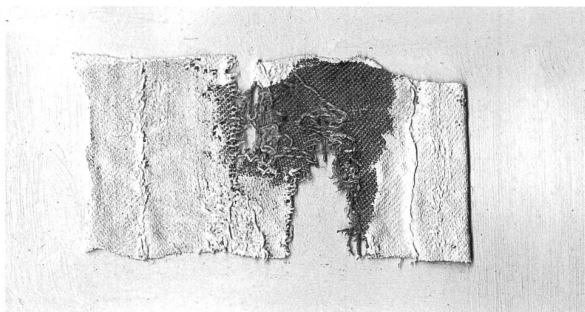
Tausende von Ermordeten
Befehl ist Befehl,
Tausende Seelenkrüppel
Tausende Verängstigte
Tausende beschämt durch die eigene Feigheit

Es ist eine eigene, unfromme Frömmigkeit, die Ledergerbers Gedichte auszeichnet, eine Frömmigkeit gegenüber dem Leben und der Schöpfung. Den Psalmen stellt er Gegenpsalmen entgegen, Glaubenssätze werden hinterfragt und zerzaust. Davon zeugen auch seine beiden grossen geistlichen Zyklen, das «Kremser» und das «Steiner Requiem». Da geht es vielstimmig und eindringlich ums Dasein und ums Nichtmehrsein. «Mensch / du bist in der Welt / geh»: So ist es, aber einer muss es uns wieder einmal in dieser Unerbittlichkeit sagen.

Beim Einnachten

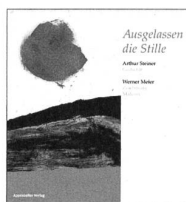
Was kann das Gedicht? Es kann, zum dritten, auch das weniger Grosse, Bescheidenere und dennoch Existentielle. In den kurzen Gedichten des früheren Steiner Pfarrers Arthur Steiner reicht ein Blick, ein Ton, ein Bild als Anstoss. Frühlingswind. Ein Blatt. Der Mond. Aber idyllisch ist das dennoch nicht. Der Mond kann auch erbost sein und stören: «Nicht einmal der Schlaf / kann das Licht / löschen». Und auch hier ist die Vergänglichkeit allgegenwärtig.

Werner Meier, Zeichner und Lehrer in Trogen, steuert zu Steiners Texten seine oft aus Natur- und Alltagsmaterialien gewonnenen, meditativen Bilder bei.



Arthur Steiner/ Werner Meier:
Ausgelassen die Stille.

Appenzeller Verlag, Herisau 2012. Fr. 48.–



Clemens Umbricht:
Museum der Einsichten.

Orte Verlag, Obereggen 2012. Fr. 28.–.
Erscheint Ende Oktober.
12 Gedichte von Umbricht publiziert
zudem die Reihe «Lyrik Hef». »

Ivo Ledergerber:
Fromme Gedichte.

Waldgut Verlag, Frauenfeld 2012.

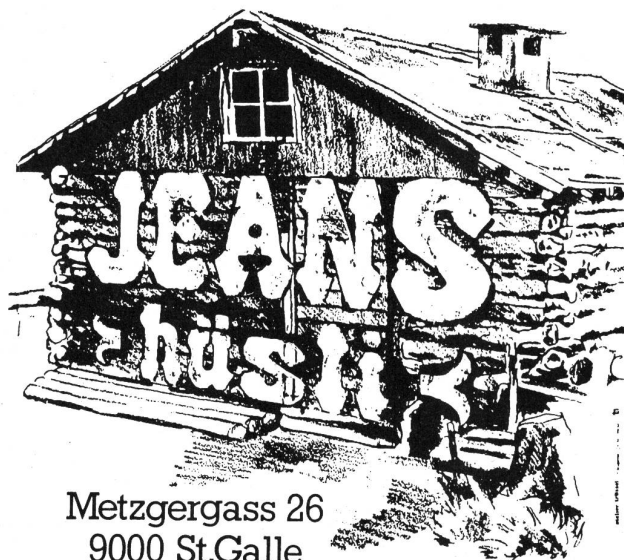
COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**REICH BEFRACHTET MIT
BESTEN NEUERSCHEINUNGEN:
ROMANE. KINDER- UND
JUGENDBUCH. POLITIK.
KULTUR. SOZIOLOGIE.
MUSIK. COMIC. MANGA.
GRAPHIC NOVEL. UND MEHR.**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und
WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!



Metzgergass 26
9000 St.Galle

HONGLER

**Weihnachtsausstellung
bei Hongler Kerzen**



Nov & Dez:

Jeweils am Mittwoch um 14 Uhr sowie
am Samstag von 9 – 13 Uhr startet
stündlich eine öffentliche Führung durch
unsere Kerzenwerkstatt. Im Zelt auf
unserer Warenrampe finden Sie
durchgehend eine grosse Auswahl
an günstigen Kerzen im Kiloverkauf.

**Ein stimmungsvoller Ausflug für
die ganze Familie!**

Kerzenfabrik Hongler
Bahnhofstrasse 25a | 9450 Altstätten
Infos unter www.hongler.ch

**HIER LIEST
ST.GALLEN**

DIE GRÖSSTE
AUSWAHL AN
BÜCHERN UND
GESCHENKEN

books.ch Rösslitor Bücher,
Multergasse 1 – 3, 9001 St. Gallen

mein Buch



Rösslitor

Rätselhaft erzählt

Jens Dittmars Roman mit dem zweideutigen Titel «Sterben kann jeder» ist das dritte seiner Bücher im Hohenemser Bucher Verlag. Die Anzeigen für die beiden Vorgänger hinten im Buch lassen den Schluss zu, dass der Autor Motive mehrfach einsetzt: «Der Pelze wegen nach Shanghai» und «Der Fotosoph» waren schon die Titel von Erzählungen in dem Band «Als wär's ein Stück Papier» und kehren auch in «Sterben kann jeder» wieder.

Der neue Roman beginnt damit, dass auf der ersten Seite gesagt wird, dass ein Mann namens Lorenz Kaufmann morgens wach im Bett liegt und denkt, dass seine alte Mutter bald sterben wird. Nach diesem Satz beginnt ein innerer Monolog des Lorenz, der einige Seiten weiter nahtlos in die Erzählungen der Mutter im Altersheim übergeht. Die Greisin zitiert dann in ihrem Lebensbericht nicht nur ausführlich wörtliche Reden, deren Originale fünfzig Jahre zurückliegen, sondern berichtet auch Dinge, die sie nicht wissen kann, einschliesslich der Gedanken von Personen in ihrer Erzählung (die eigentlich immer noch in Lorenz' inneren Monolog eingebettet bleibt). Dazu kommen in ihrer Rede Stellen, in denen sich Dittmar plötzlich direkt an die Leserschaft wendet. Diese permanenten Schwankungen der Erzählposition sind ja vielleicht eine Absicht des Autors, der dem Roman ein fiktives Zitat vorangestellt hat, in dem es heisst: «Vom Standpunkt des Erzählers steht die Zentralperspektive fest. Doch was ist, wenn der Erzähler sich bewegt? (...) Indem die Zeitachse herausgezogen wird wie ein Zigeunerspiess, zerfällt die sogenannte Wirklichkeit in ihre Bestandteile.» Für den Leser zerfällt aber nicht die Wirklichkeit, sondern der Roman in ästhetisch Unverbundenes: die Pelzhandelsstory, Lorenz' Gespräch mit seiner Frau über den Tod, den Brand 1972 im Höfle.

Der Text enthält rätselhafte Sätze, zum Beispiel: «Alles musste sie hinter sich lassen: ihr Elternhaus, ihre Heimat, ihren Mann. Ganz zu schweigen vom Verlust meines Bruders, der in Berlin gelebt hat, aber dessenungeachtet ihr Sohn war. Dabei war Martin so geizig, dass er sogar die Uhrzeit für sich behielt, wenn er danach gefragt wurde.» Er war ihr Sohn, obwohl er in Berlin gelebt hat? Und der Tod dieses Geizkragens war doch ein Verlust für seine Mutter?

Es gibt auch unverständliche Einschübe, etwa die Geschichte des kleinen Jungen aus Barbizon, der in eine Art Zisterne in einem Brückenpfeiler stürzt, aber irgendwie doch wieder herauskommt – wie, erfährt man nicht, das macht aber nichts, weil ohnehin unklar bleibt, was das alles mit der Romanhandlung zu tun haben könnte.

Aber Jens Dittmar hat allen Verständnisfragen vorgesorgt: Etwa in der Mitte des Buches zitiert er einen alten Amateurschriftsteller: «Leg an die Zügel der Vernunft, soll ihm der unglückliche Maler-Poet Walter Buchebner einst geraten haben, doch wo er sei, da habe die Literaturpolizei ihr Recht verwirkt. Denn das Sprachkunstwerk sei naturgemäss unverstänlich.» Kurt Bracharz



Jens Dittmar:
Sterben kann jeder.
Bucher Verlag, Hohenems,
Wien, Vaduz 2012. Fr. 23.–

Die Guten ins Töpfchen

Liechtenstein ist ein kleines Land mit knapp 34 Prozent Ausländern. In ihrer Dissertation «Man hat es doch hier mit Menschen zu tun» untersucht Martina Sochin Liechtensteins Umgang mit Fremden seit 1945. Die Studie geht der Heirats-, der Arbeits- und der Flüchtlingsmigration nach und macht unter anderem patriarchale Einstellungen transparent. So verloren bis 1974 Liechtensteinerinnen, die einen Ausländer heirateten, ihre Staatsbürgerschaft. Umgekehrt wurden Frauen bei der Heirat mit einem Liechtensteiner automatisch eingebürgert.

Bei der Arbeitsmigration werden die Fremden als «Konjunkturpuffer» benutzt – man holt sie, weil man sie braucht, gibt ihnen aber keine Rechte; und die Flüchtlingsmigration macht die Xenophobie deutlich. «Gute» Flüchtlinge flohen vor dem Kommunismus, Rebellen aus Chile waren aber unerwünscht. Als plötzlich 1993 ein Dutzend Tibeter vor den Toren des Schlosses in Vaduz stand und um Asyl bat, brachen die Debatten über das Asylrecht erneut aus.

Migration ist ein Wort, das inflationär verwendet wird. Umso erstaunlicher, dass es doch immer wieder Beiträge gibt – wie dieses Buch – die begeistern. Die Tibeter leben übrigens noch heute in Liechtenstein. Anita Grüneis



Martina Sochin:
Man hat es doch hier mit Menschen zu tun! Liechtensteins Umgang mit Fremden seit 1945.
Chronos Verlag, Basel 2012. Fr. 48.–

Faktenreiches Wünschen

«Wirf eine Münze in den Brunnen, und Dir geht ein Wunsch in Erfüllung». Der St.Galler Künstler Josef Felix Müller hat das Ritual als Grundlage für ein Kunstprojekt genommen: «Kunst am Bau» für die Filiale Bruggen der Kantonalbank St.Gallen. Eine spannende Idee, die Müller mit zwei Leuchttransparenten und Crystalfolie clever umgesetzt hat. In einer Begleitpublikation präsentiert die junge Kunsthistorikerin Tamara Weibel essayistische Texte dazu. Es geht um Brunnen, das Wünschen, das Glück und das Kunstprojekt «Wunschbrunnen» selbst. Die Lektüre ist anregend, bietet einige spannende und substanzvolle Passagen. Störend ist die Fülle des Materials, zusammengetragen aus unterschiedlichsten Fachdisziplinen. Die Texte wirken etwas überladen. Das Aneinanderreihen der Fakten lässt die Texte recht akademisch und wenig erzählerisch wirken. Man hört und sieht das Wasser nur gelegentlich rieseln, rauschen, gurgeln, sprudeln. Peter Müller



Tamara Weibel:
Wunschbrunnen.
Vom Glauben an das Wasser und an das Wünschen.
Vexer Verlag, St.Gallen 2012. Fr. 20.–

Ein Mann reist um die Welt

Die Biografie über Hans-Rudolf Merz liefert kaum Neues. Doch dann fällt etwas auf, das die Ausserrhoder hellhörig machen sollte.

von Kaspar Surber



2009 auf der Rodelbahn Jakobsbad. Bild: aus «Härte, Herz und Humor»

Als Hans-Rudolf Merz 2003 in den Bundesrat gewählt worden war, bestellte er ein Entsorgungsunternehmen in sein Büro nach Herisau. «Das Leben endet ohne Papier und Münz», soll sich der selbständige Unternehmensberater gesagt haben, und erteilte den Auftrag, sämtliche Akten zu vernichten. Es handelte sich um 2,4 Tonnen Material.

Die Episode, in der Biografie «Härte, Herz und Humor» geschildert, lässt an Merz' Interesse an historischen Aufarbeitungen zweifeln. Beim Verkauf der Ausserrhoder Kantonalbank, der ihn in den Ständerat und später in den Bundesrat katapultierte, verhielt er sich ähnlich, wobei dies im Buch nicht erzählt wird: Mit der Bank wurden auch alle ihre Akten an die UBS verkauft und sind heute selbst auf Antrag nicht einsehbar. Einige Ordner hat Merz noch bei sich zuhause, wo er über die Einsicht wacht.

Eigensinn und Besserwisserie

Nun aber doch, eine Geschichtsschreibung in eigener Sache, eine autorisierte Biografie des Rorschacher Journalisten Philippe Reichen, heute Westschweiz-Korrespondent beim Tages-Anzeiger. Angekündigt wurde die Biografie aufs Bundespräsidentenjahr von Merz, nach seinem Herzstillstand verzögert, nach dem missglückten Jahr abgesagt (Bankgeheimnisbruch, Libyen-Geiseln), jetzt auf den siebzigsten Geburtstag doch publiziert. Sie liest sich gut, Reichen erzählt zum Glück nicht chronologisch. Man hat die 300 Seiten auch schnell durch, weil kaum Neues drinsteht.

Entscheidende Fragen werden nicht gestellt. Speziell über die Geschäftstätigkeit von Merz für den Eternit-Konzern von Stephan Schmidheiny ist wenig zu erfahren. Ein Mann reist um die Welt, so könnten jene Jahre übertitelt sein, insgesamt 1,3 Millionen Kilometer, Merz hat Buch geführt. Zu dieser Welt gehörten Ende der 1970er-Jahre auch der Apartheidstaat Südafrika oder Chile unter Diktator Pinochet, das erste Experimentierfeld des Neoliberalismus. Es hätte hier bestimmt ein Stück opportunistischer Schweizer Wirtschaftsgeschichte zu erzählen gegeben.

Auch die genauen Abläufe beim Verkauf der Kantonalbank an die Bankgesellschaft, die spätere UBS, werden nicht näher beleuchtet, und damit auch nicht die Abhängigkeiten des späteren Bundesrats von der Grossbank. Merz wird stattdessen geschildert als unabhängiger, liberaler Ordnungspoliti-

ker, dem das Sparen über alles geht. Die Eigensinnigkeit wird hergeleitet aus der Ausserrhoder Politlandschaft, der Sparwille von der Konkurerfahrung des väterlichen Textilgeschäfts. Die Eigensinnigkeit erscheint bei der Lektüre zunehmend als Besserwisserie, etwa als Merz beim Amtsantritt mit seinem Vorgänger Kaspar Villiger «keine längeren Gespräche» führt. Eine kritische Diskussion der Finanzpolitik von Merz, seine simple Gleichsetzung von Privat- und Staatshaushalt, fehlt.

Reichen gelingt kaum, worin eine historische Arbeit bestehen müsste: das Wirken der Figur Merz in die Zeitumstände einzuordnen, über sie die Geschichte des neoliberalen Umbruchs der Schweiz in den letzten zwanzig Jahren zumindest zu skizzieren. Beim vermeintlichen Paradedstück, der UBS-Rettung und dem Bruch des Bankgeheimnisses mit der Auslieferung von Kontodaten an die US-Behörden, hält sich der Biograf einzig an den Untersuchungsbericht der Geschäftsprüfungskommission.

Orchestrierte Kampagne

Und doch, wenn eine Geschichte erzählt und nicht einfach entsorgt wird, fällt oft etwas heraus. Der spannendste Teil betrifft die Ständeratswahl von Merz: Er hat die Kantonalbank an die spätere UBS verkauft, gilt als Retter des Kantons. Seinem Gegenspieler, Regierungsrat Hans Höhener, obwohl Bildungsdirektor, wird eine Mitverantwortung zugeschoben. Im Buch wird klar, dass es sich dabei um eine orchestrierte Kampagne des rechtsbürgerlichen Ausserrhoder und St.Galler Freisinns handelte. Die Pressekonferenz, welche über die Missstände berichtet, wird während Höheners Ferien angesetzt, für die PR-Strategie der Bank ist der damalige St.Galler FDP-Nationalrat Peter Weigelt zuständig. Merz wirft Höhener im Wahlkampf vor, er hätte von diesen Missständen gewusst, weil vierzehn Briefe dazu ins «politische System Ausserrhodens einflossen». Die Briefe, von denen Höhener keine Kenntnis hatte, legt Merz erst am Tag nach der Wahl offen.

Reichen deutet mehrmals an, dass bei der Kampagne die Appenzeller Zeitung, namentlich ihr Chefredaktor Urs Rellstab, eine entscheidende Rolle spielte. Er schildert, wie Höhener vergeblich versuchte, Rellstab um eine ausgewogene Berichterstattung zu bitten. Stattdessen veröffentlichte dieser zwei Tage vor den Wahlen einen Kommentar, in dem er ausführlich auf die Briefe einging.

Rellstab wurde später stellvertretender Direktor von Economiesuisse, zuständig für «Polit-Campaigning», sprich die millionenteuren Kampagnen des Wirtschaftsdachverbandes. Einer der wichtigsten Vertrauten von Economiesuisse im Parlament war Ständerat Hans-Rudolf Merz. «Eine enge Zusammenarbeit wurde vereinbart.» Aus Analysen des Verbandes wurden Vorstösse von bürgerlichen Politikern.

Reichens interessante Feststellungen sollten alle Ausserrhoder und Ausserrhoderinnen hellhörig machen, die weniger auf eine Biografie «ihres» Bundesrats gewartet haben, sondern auf eine Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte: vom offensiven Kanton in den Neunzigern, der sogar das Ausländerstimmrecht in der Verfassung festschrieb, zum Steuerenskungslabor.



Philippe Reichen:

Härte, Herz und Humor.

Hans-Rudolf Merz. Eine Biographie.

Appenzeller Verlag, Herisau 2012. Fr. 48.–

Unbeweisbare Substanz

Obwohl Idealisierungen da sind, um enttarnt zu werden, fragt der Sammelband «Appenzellerland» Autorinnen und Autoren wie Dorothee Elmiger nach dem Typischen an, porträtiert Appenzeller wie Roman Signer und zeigt dazu Bilder des Fotografen Andreas Butz.

von Hanspeter Spörri

Alles gleicht sich allem anderen an. Noch hält man an der Hoffnung fest, dass Menschen, Kulturen, Landschaften, Regionen trotz globalem Handel und lichtschneller weltweiter Verbreitung von News und Sounds und Trends ihre Eigenart ein Stück weit bewahren. Wer dieser Eigenart nachgeht, ist aber oft von Selbstzweifeln geplagt, fürchtet, auf Mythen hereinzufallen. Es ist zur intellektuellen Pflicht und Routine geworden, Idealisierungen zu enttarnen – erst recht, seit politische und kommerzielle Propaganda die identitätsstiftenden Erzählungen nutzbringend einsetzt.

Dem Herausgeber und den Autorinnen und Autoren des neuen Buches über das Appenzellerland sind die Risiken offensichtlich bewusst. Gleichwohl wagen sie sich an das typisch Appenzellische heran. Den Umschlag zierte der Ringelschwanz – korrekt: die Posthornrute – eines Appenzeller Bläss. Gerne nimmt man an, dieser sei ein fröhlicher, pfiffiger, manchmal auch etwas hinterlistiger Hund.

Porträts und literarische Texte

Es geht also um Zuschreibungen und Mentalitäten, um das, was Heimat zur Heimat macht. Der reich illustrierte Band mit Bildern des in Heiden lebenden Fotografen Andreas Butz richtet sich nicht nur an Appenzellerinnen und Appenzeller, die sich an ihren eigenen Widersprüchen reiben möchten, sondern an ein breites kulturinteressiertes Publikum, das an Vielfalt und Eigenart interessiert ist – eben an den regionalen Besonderheiten, von denen man hofft, dass sie die Moderne überstehen. «Appenzell ist mein Geburtsort, und dort bin ich aufgewachsen. Ich war glücklich dort. Eine schöne Gegend – wie lange noch?» So wird Roman Signer im Buch zitiert. Er ist einer von vielen im Band Porträtierten, die alle trotz ihrer Verschiedenheit nicht nur moderne Zeitgenossen sind, sondern irgendwie auch typische Appenzellerinnen und Appenzeller.

Auch den Autorinnen und Autoren der kurzen literarischen Texte gelingt es, ein differenziertes und aktuelles Bild zu zeichnen. Der heute in Teufen lebende Schriftsteller Felix Mettler beschreibt seine Annäherungen als Zugezogener; Walter Züst, Autor historischer Romane, unternimmt eine kulturgeschichtliche Zeitreise zu den früheren Appenzeller Uhrmachern; Dorothee Elmiger hat Robert Walser im Kopf und glaubt, die Idylle sei nicht zuletzt auch eine Behauptung, die von Ortsfremden wie Einheimischen aufrecht erhalten wurde.

«Wann wird ein Land Heimatland?», fragt Helen Meier. Und stellt später weitere Fragen, die als Antwort dienen mögen: «Wenn das Magische, die Symbole, der Zauber des Geisterhaften, das nicht ganz Erklärbare, das Unbeweisbare ganz verschwänden, würde der Hintergrund, der Untergrund der Welt geschwächt? Verlore sie an Substanz, stünde mitsamt der Natur in Gefahr, banal, geheimnislos zu werden, weder besonderer Beachtung noch Bewunderung wert?» Diese Fragen fassen nahezu die Stossrichtung des Buches zusammen.



Die Fotografien von Andreas Butz reiben sich am Widersprüchlichen. Bild: Andreas Butz

Wiederkehrender Robert Walser

Auch Werner Bucher kümmert sich um das Unbeweisbare, beschreibt seinen persönlichen literarisch-appenzellischen Kosmos, in dem er selbst eine Grösse ist, lässt unter anderen Peter Morger und seine «Appenzöller Truun» zu Wort kommen – und begegnet selbstverständlich auch Robert Walser. Agathe Nisple schildert «die Erfindung des Appenzellerlandes», die «immanenten gestalterischen Kräfte», die sich im 19. Jahrhundert «explosivartig ausbreiteten und in alle Bereiche eindringen», die Impulse von aussen, die «gekonnt und selbstverständlich ins eigene Tun verwoben wurden.» Die alten Erzählungen oder Mythen werden so durch neue, «aufgeklärte» Geschichten relativiert und ergänzt, woraus manchmal ein neuer Zauber glanz entsteht. Auf Zusammenhänge mit der weiten Welt macht Paul Knill mit seinem Rundgang durch appenzellische Baukultur und Baugeschichte aufmerksam, ebenso Roland Inauen, der einen Blick auf die Erforschungsgeschichte des Alpsteins wirft. Christa Wüthrich entdeckt ihr Appenzellerland in der weiten Welt. Und Hans-Rudolf Merz, der sich persönlich an den Spaziergänger Robert Walser erinnert, attestiert Ausserrhoden währschafte Bescheidenheit, knorrige Natürlichkeit und spröden Charme. Das ist – wie das ganze Appenzellerland – nicht beweisbar, aber irgendwie trifft alles schon zu.



Daniel Gaberell (Hrsg.):

Appenzellerland.

Appenzeller Verlag,

Herisau 2012. Fr. 58.–

Musik der Finsternis

Roman Rutishauser hat für das Hilliard Ensemble und Paul Giger «Tenebrae» komponiert – ein packendes Stück Vokalmusik jenseits der Stilschubladen.

VON PETER SURBER

Die Klänge scheinen aus einer anderen, einer mönchischen Welt zu kommen. Und die sie produzieren auch. Fünf Männer, schwarz gekleidet, schwarzes Notenheft auf dem Pult vor sich, konzentriert jeder für sich und zugleich in gespanntester Aufmerksamkeit aufeinander bezogen. Die fünf sind David James, Rogers Covey-Crump, Steven Harrold, Gordon Jones und Robert Macdonald, bekannter als The Hilliard Ensemble. Seit Jahrzehnten prägen sie, meist zu viert, hier zu fünft, Tradition und Erneuerung des europäischen A-Cappella-Gesangs von der frühen Mehrstimmigkeit bis zur Gegenwart. Darüber hinaus sind sie immer wieder grenzgängerisch unterwegs, etwa mit dem Jazz-Saxophonisten Jan Garbarek oder mit dem Ausserrhoder Geiger Paul Giger. Dieser steht jetzt, als sechster Mann, ebenfalls mit auf der Bühne, als Anfang September in der Propstei St. Gerold die Vor-Uraufführung von «Tenebrae» stattfindet. Hier in die Abgeschlossenheit des Grossen Walsertals in Vorarlberg passt diese Musik besonders gut hin. Hinter den Mauern des Klosters, das sich als Kulturort einen klingenden Namen gemacht und die Hilliards schon mehrfach beherbergt hat, beginnt gleich die Schwärze der Nacht und des tiefen Tobels. «Tenebrae», die Finsternis.

Trauer und Aufruhr

Roman Rutishauser hat zu diesen uralten lateinischen Trauertexten ein inniges Verhältnis, seit den Jugendjahren. Das erzählt er den Besuchern vor dem Konzert im imposanten Kellergewölbe des Klosters, wo die Mönche von St. Gerold eine ihrer anderen Leidenschaften (neben der Musik) pflegen: den Wein. Rutishauser hat die Komposition geschaffen, zugeschnitten auf Gigers Geigenspiel und die fünf Männerstimmen. «Ein Glücksfall» sei es für ihn, dass das renommierte Ensemble Ja zum Projekt gesagt habe, sobald es seine Noten zu Gesicht bekommen habe. Denn komponiert hatte er das Werk erst einmal für sich, den Klängen nach, die für ihn zu die-

sen Texten hinzugehörten, die er seit langem mit sich herumgetragen hatte – und die jetzt beim Konzert das Publikum packen und wachrütteln. «Tristis est anima mea usque ad mortem»: Zu den Jesusworten aus dem Matthäus-Evangelium erklingt zuerst ein einstimmiger gregorianischer Choral, dann ein mehrstimmiges herzerweichendes Lamento, und dann, als Jesus seine Verhaftung durch die «Rotte» des Judas prophezeit, brechen die Klänge aus ihrer alten Ordnung aus, malt die Musik in jagenden Rhythmen den Verat und die Flucht. So geht es, fast illustrierend, weiter durch die Passionstexte, die nach katholischer Überlieferung seit jeher in der Karwoche gesungen werden.

Rutishauser spannt weite Bögen, auch musikgeschichtlich. So werden dramatische Texte teils mehr skandiert als gesungen, ein Muster, das an die spätmittelalterliche Musik ebenso anknüpft wie an moderne Sprechgesänge. Und einzelne Passagen sind als Loops köhziert, allerdings ohne elektronische Hilfe: die Sänger repetieren aus dem Moment heraus ihre Melodien, mit einer unglaublichen Geistesgegenwart müssen sie auf Motive reagieren, welche die Geige spielt. Auch romantische Emotionen erlaubt sich die Musik, wenn vom «hegenden» Gott die Rede ist. Grosses, von zerrissenen Jazzrhythmen durchpeitschtes Drama herrscht dann gegen Ende, wenn sich die Gräber auftun.

Mit allen Wassern gewaschen

Vorbilder? Vielleicht Arvo Pärt, der eigensinnige Neutöner aus Estland, dessen Kompositionen in der Regel allerdings harmonisch einfacher gestrickt sind als diese dichtgefügte «Tenebrae»-Partitur? Roman Rutishauser will nicht über Vorbilder oder Lehrmeister reden und hält nichts von stilistischen Schubladen. Das hat er in seiner bisherigen Arbeit vielfach bewiesen. In den Neunziger Jahren komponierte er zum Beispiel «Titanic» für Open Opera oder das Musical «Baborosa» für das Theater St. Gallen. Seit 2005 kennt man seinen Circus Cúcinello;



Roman Rutishauser. Bild: pd

er erfand an der PH Rorschach, wo er unter anderem unterrichtet, ein Klangseil-Projekt, geht mit seinem Flügel aufs Wasser oder inszeniert mit den Schülerinnen und Schülern der SBW (Haus des Lernens) eine Oper im Bahnwagen. Neben all diesen sehr weltlichen Projekten gibt es aber auch einen geistlichen Werkstrang im Schaffen von Rutishauser, der der Öffentlichkeit bisher vielleicht eher verborgen geblieben ist. 2006 führte er die «Messe blanche» mit seinem Chor auf, jetzt ist er vom Weissen zum Tiefschwarzen gekommen. Nach der Uraufführung in St. Gerold tourt seine Passionsmusik «Tenebrae» gegenwärtig durch die grossen Klangräume der Schweiz. Konzerte fanden bereits in der Kathedrale Lausanne und in den Münsterkirchen Schaffhausen und Basel statt. Im Oktober kommt das Werk nach St. Gallen, Zürich, Bern und Biel.

«Tenebrae» mit Paul Giger und dem Hilliard Ensemble. St. Laurenzen St. Gallen.

Samstag, 20. Oktober, 20 Uhr.

Weitere Konzerte im
Grossmünster Zürich (18. Oktober),
Münster Bern (19. Oktober) und
Stadtkirche Biel (21. Oktober).

Weit genug weg für Nähe

Ueli Alder, geboren 1979, aufgewachsen in Urnäsch, ist heute ein gefragter Künstler. Seine fotografischen Bildinszenierungen, in denen er oft selber auftritt, erforschen Gesetze der Tradition zwischen Klischee und Brechung – demnächst im Museum in Stein.

VON URSULA BADRUTT

Sie sind begehrt: Ein Cowboy, der entspannt an einen Hag lehnt, beiläufig seinen Colt prüft, während die untergehende Sonne das Gebirge in warmes Licht taucht. Schnee liegt auf den Felsbändern. Pferde weiden, Kühe ziehen vorbei. Der Himmel ist wolkenlos. Bedingungsloser Friede trifft auf Waffe, das Appenzellerland auf den Wilden Westen. Ein anderer Cowboy steht im Dämmerlicht am Feuer, schaut verloren in die Flammen, eine Flasche in der Hand. Ruhe und Eintracht treffen auf Einsamkeit und Verlorenheit.

Die Werke von Ueli Alder gehen weg wie warme Weggli. Zumindest diese, die etwas von der Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuer transportieren. Auch die Kunstsammlung des Kantons St.Gallen, die für die künstlerische Bestückung der Verwaltung zuständig ist, weiss davon zu berichten: Während andere Werke ein Dasein im Depot fristen, kann es geschehen, dass ein Bild von Ueli Alder gleich doppelt gebucht wird, zur gleichen Zeit von Personen aus verschiedenen Ämtern.

Im «Obacht Kultur», dem Kulturblatt aus Appenzell Ausserrhoden, ist Ueli Alder bis anhin der einzige Künstler, der bereits für drei verschiedene Ausgaben zu Bildbeiträgen eingeladen worden ist; im jüngsten Heft inszeniert er sich als harten Typen, bewaffnet, tätowiert mit Jesus und Totenkopf – mit ewiger Hoffnung und Endlichkeit.

Selbstironische Befreiung

Ueli Alder mutiert zum Country-Sänger, zum toten Robert Walser, zum historischen Bräutigam, zum Senn, zum Mitglied der Musikerfamilie Alder. Ob zu Fuss unterwegs auf die Hochalp oder im Auto durch Amerika ist einerlei. Man mag an Cindy Sherman denken. Doch der Typologisierung und dem Hang zum Klischee durch die Wandelbarkeit der eigenen Person entgegenzutreten, ist bei Ueli Alder ein Akt selbstironischer Befreiung. Der junge Mann in halber Tracht verlässt das Erbe der Väter, er weiss um das Entwicklungspotential der Tradition.

Später steht ein ganzes Haus in Flammen. Da gibt es kein Bleiben. Schicksalsergeben laufen Mensch und Tier davon. Die Dramatik der Szene wird durch die Absurdität unterlaufen. Das Bild ist eine Komposition wie ein Gemälde, mit Pathos und Selbstreflektion aufgeladen, mit Humor unterlegt.

Da trifft einer offensichtlich den Nagel auf den Kopf und holt uns aus ganz unterschiedli-



Bild: Ueli Alder

chen Bereichen, aber mit vergleichbaren Sehnsüchten ab.

Im Dazwischen

Bereits während seiner Ausbildung zum Kunststofftechnologen sind seine Arbeiten – damals noch Zeichnungen – auf gutes Echo gestossen. Nach einer ersten Reise – genug weit weg von Urnäsch, nämlich in die USA – bewirbt sich Ueli Alder an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich und wird zugelassen. Da sei er zum ersten Mal mit Kunst in Kontakt gekommen, behauptet er. Das stimmt nur bedingt. Sein Vater war ein erfolgreicher Bauernmaler. Während sich Ueli Alder der Kunst verschreibt und sich für die Fotoklasse entscheidet, sterben kurz nacheinander beide Elternteile. Die Kunst wird zum Haltegriff, sinnstiftend, lebenswichtig. Mit der Kamera verwandelt er fortan den Verlust von Heimat, im engeren wie weiteren Sinn, in Bilder voll Melancholie.

Erneut in Amerika, entsteht ein zwischen der Intimität des Privaten und der Anonymität der Öffentlichkeit eingespannter Bilderreigen. Auch die Serie mit den Silvesterkläusen, die noch keine sind, fokussiert ein Zwischenstadium, die Verwandlung vom Ordentlichen ins Ausserordentliche, von Alltag in Ekstase. Es sind

Momente schier unfassbarer Ambivalenz, die Ueli Alder in seinen Fotografien ins Bild rückt, Momente des Übergangs. Dem entsprechen das Dämmerlicht, das «Oberefare», die im Widerspruch aufgeladenen Persönlichkeiten. Oder die Schönheit tödlicher Explosionen.

«Wenn'd gnuet wiit fort goscht, bischt irgends wenn wieder of em Heeweg», ist der Titel der wohl bekanntesten Fotoserie. Die gleichzeitige Sehnsucht nach Ferne und Nähe, nach Fremd- und Vertrautheit, nach dem Wilden und der Zivilisation ist wie ein andauernder Wechsel des Aggregatzustandes, bis die Widersprüche in sich aufgehen, die Schlange als Symbol wiederholt ablaufender Wandlungsprozesse sich in den eigenen Schwanz beisst.

«Wenn'd gnuet wiit fort goscht, bischt irgends wenn wieder of em Heeweg».

Ueli Alders Fotografien in der Ausstellung «Das Geheimnis des Appenzellers».

Vernissage: Freitag, 19. Oktober, 18.30 Uhr.

Appenzeller Volkskundemuseum Stein.

Dienstag bis Sonntag, 10 bis 17 Uhr.

Mehr Infos: www.appenzeller-geheimnis.ch

Hört den Text des Massenmörders

Der St. Galler Regisseur Milo Rau lässt in Berlin und Weimar Anders Behring Breiviks Gerichtsrede von der türkischen Schauspielerin Sascha Ö. Soydan im Theater verlesen. Wie rechtfertigt es der Künstler, dem Massenmörder von Oslo eine Bühne zu geben? Eine Erklärung von Rolf Bossart.

Markus Somm, ehemaliger «Weltwoche»-Redaktor und jetzt Chefredaktor der «Basler Zeitung», sah nach dem Attentat in Breivik das schlechthin Böse am Werk, womit er auch zum finalen Schlag gegen den «Therapeutismus» der Gutmenschen ausholte. Denn nichts treibt den Bösen als das Böse und nichts kann ihn heilen als sein Tod. Direkt nach dem Prozess gegen Breivik, der dem Angeklagten Schuldfähigkeit attestierte, liess die «Weltwoche» den Hirnforscher Gerhard Roth den Satz «Breivik kann nichts für seine Taten» sprechen. Weitere Kommentare rechter Medien sagten ähnliches: Es soll kein rationaler Zusammenhang zwischen dem, was Breivik denkt und spricht, und dem, was er tat, bestehen. Dies ist natürlich genauso absurd wie etwa der Versuch der Linken, die Verbrechen Stalins nur mit seinen Pathologien zu erklären und zu behaupten, der Stalinismus habe nichts mit dem kommunistischen Projekt zu tun. Hier wie da ist die Absicht dieselbe. Man möchte den eigenen Diskurs rein halten, indem man dessen Exzess als Irrationalismus von Einzelnen abtut.

Ein «Text aus Europa»

Vielmehr aber müsste gerade geklärt werden, in welcher spezifischen Weise Diskurs und Tat miteinander verknüpft sind. Und nichts ist besser dazu geeignet als das, was die Täter zu ihrer eigenen Rechtfertigung vorbringen, wie es Breivik in seiner Rede vom 17. April 2012 getan hat. Unser erster Impuls ist es, dies als Lügengebäude und dreisten Versuch abzutun, die eigene Bosheit mit rationalen Argumenten zu schmücken. Aber ist das alles? Sind nicht gerade die Argumente mit auf die Anklagebank zu setzen, weil Breivik sie mühelos und ohne logischen Bruch für seine Rechtfertigung in Anspruch nehmen kann? Doch auch hier sollte man es sich nicht zu einfach machen.

Denn es ist ja gerade das Traumatische an Breiviks Rede, dass sie im Kern stimmt. Es ist richtig, dass man in Europa nach den Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus der «Stimme des Volks» misstraut und dass die politischen Systeme, ausser in der Schweiz, auf möglichst wenig direkte Mitbestimmung ausgerichtet sind. Es stimmt daher, dass die norwegische Bevölkerung nie über die Zuwanderung befragt worden ist. Es ist richtig, dass es in vielen Fragen einen linksliberalen Medienkonsens gibt. Es

ist richtig, dass es in der Ausländerthematik oft eine Mehrheit gibt, die so denkt wie Breivik spricht. Und selbst sein lächerlicher Begriff des Kulturmarxismus hat seine Berechtigung, wenn man bedenkt, dass die linken Regierungen ihre Programme meist nur auf kulturellem Gebiet verwirklichen können, da ihnen auf ökonomischem Gebiet die Durchschlagskraft fehlt.

Das heisst, Breiviks Gerichtsrede ist tatsächlich ein «Text aus Europa», wie ihn Milo Rau gegenüber der «Berliner Zeitung» genannt hat. Und darin, dass der Massenmörder spricht, wie eine Mehrheit sprechen könnte, und dass seine



Breivik im Gerichtssaal. Bild: pd

Forderungen nicht anders klingen als die Forderungen vieler rechter Parteien, liegt die spezifische Qualifizierung von Breiviks Erklärung für die Bühne. Denn die Bühne ist der Ort, wo die realen Geschehnisse, die allen offen vor Augen liegen, aber vielleicht nicht in ihrer inneren Struktur erkannt werden, nochmals in verdichteten Bildern nachgezeichnet werden können.

Interessant ist der Text und nicht die Person. Das bedeutet auch, dass dieser Text ernst zu nehmen ist als verstörender Ausdruck einer die Moderne immer wieder heimsuchenden politischen Romantik, welche weder ungestraft verdrängt noch der Lächerlichkeit preisgegeben noch rein rational besiegt werden kann, sondern mit der und gegen die gerungen werden muss.

Das Format Schauprozess

Hinzu kommt: «Breiviks Erklärung» ist nur Teil einer als Trilogie angelegten theatralen Erkundung des öffentlichen Prozesses und seiner fundamentalen Bedeutung in der europäischen politischen Kultur. Rau und das International

Institute of Political Murder (IIPM) organisieren zwischen Herbst 2012 und Herbst 2013 an Theatern in Moskau, Zürich und Berlin drei Schauprozesse mit echten Zeugen und Juristen und offenem Ausgang. In Moskau werden Gerichtsverfahren wegen Verletzung religiöser Gefühle, wie gegen die Kuratoren der Ausstellung «Vorsicht, Religion» im Jahr 2003 oder die Punk-Aktivistinnen von «Pussy Riot», nochmals aufgerollt. In Zürich und Berlin werden brisante Prozesse, die aus verschiedenen Gründen real nicht stattfinden können, auf der Bühne durchgeführt.

Die Grundfrage ist die nach den Darstellungsformen staatlicher Macht und ihrer Herausforderer vor Gericht. Anders gesagt: Es geht um die gegenseitig sich beeinflussenden Wirkungsweisen von «Power and Dissent», so der Titel des zum Auftakt der Serie vom 19. bis 21. Oktober 2012 am Deutschen Nationaltheater Weimar stattfindenden Kongresses.

«Breiviks Erklärung» ist in diesem Rahmen nur das aufgelesene und doch eindringliche Piktogramm am Wegrand. Dass es Breivik nun gleich ergeht wie den verhassten Kulturmarxisten und dass seine Brauchbarkeit für die Bühne ihm Erfolg auf dem falschen Feld beschert, gibt dem Unterfangen die obligate ironische Note.

Rolf Bossart ist gelegentlicher Mitarbeiter des IIPM.

«Breiviks Erklärung» wird am 19. Oktober in Weimar und am 27. Oktober in Berlin uraufgeführt.
Mehr Infos: www.international-institute.de

Alles beginnt jetzt

Der neue Dokumentarfilm «The End of Time» von Peter Mettler über unsere Wahrnehmung und Vorstellungen von Zeit ist ein bildgewaltiger Filmessay mit Sogwirkung.

VON MARINA SCHÜTZ

Der kanadisch-schweizerische Regisseur Peter Mettler (*1958) lässt sich Zeit für seine Werke. Filmemachen ist für ihn mehr als ein Beruf, es ist seine persönliche Art, sich mit der Welt auseinanderzusetzen und sie zu verstehen. Zehn Jahre nach «Gambling, Gods and LSD», einem dreistündigen filmischen Trip über transzendente Erfahrung, setzt sich Peter Mettler wiederum mit metaphysischen Fragen unseres Daseins auseinander. Der Titel «The End of Time» bezieht sich auf unsere Vorstellung von Zeit. Der Regisseur hofft, dass der Film zu einer unmittelbaren Wahrnehmung der Dinge inspiriert und zur Einsicht, dass wir mit unseren Handlungen die Zukunft gestalten. Peter Mettler begibt sich oft in Grenzbereiche des filmisch Darstellbaren. Bezeichnenderweise trägt die Publikation zu Mettlers Retrospektive anlässlich des Viper-Festivals 1995 in Luzern den Titel «Making the Invisible Visible – das Unsichtbare sichtbar machen.»

Von der ersten Idee bis zur Fertigstellung von «The End of Time» vergingen fünf Jahre. Neben dem Einlesen ins Thema beobachtete Peter Mettler mit der Kamera die Natur, den Wechsel der Jahreszeiten – reines Beobachten, wie die Zeit vergeht. In einem Interview beschreibt Peter Mettler seine Arbeitsweise: «Als

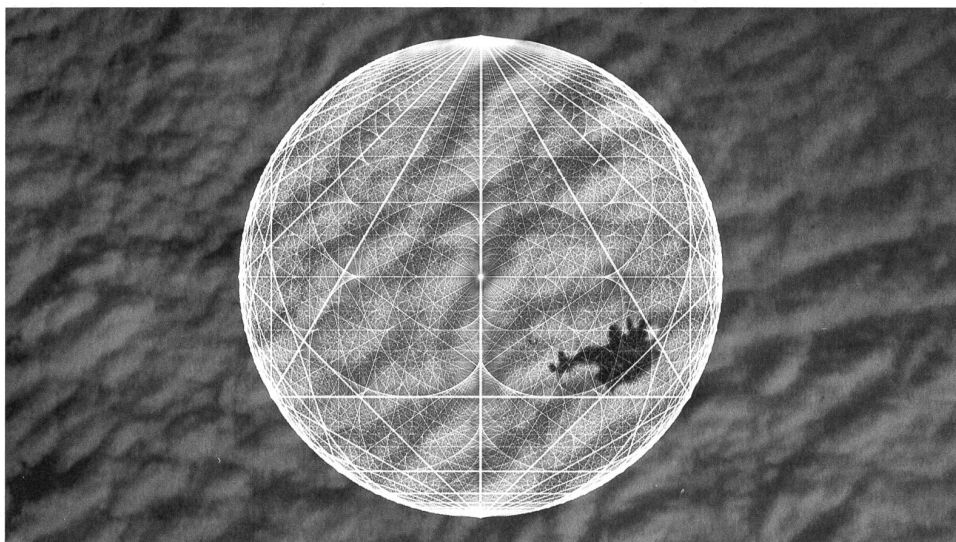
«Zeit bedeutet: wir sind»

George Mikenberg, Physiker des Cern

ich anfang, strukturierter zu drehen, hatte ich eine Liste von Themen, die mich interessierten. Trotzdem blieben die Dreharbeiten ein Entdeckungsprozess, ein Erforschen, ein Nachgehen von Fährten und Assoziationen».

Schall und Raum

Der Film beginnt mit Archivbildern: mit dem Sprung des Piloten Joseph Kittinger von einem Heliumballon aus 31'332 Meter Höhe im Jahre 1960. Obwohl er annähernd mit Schallgeschwindigkeit durch den Raum fiel (seine Spitzengeschwindigkeit betrug 988 Stundenkilometer, Anm. d. Red.), stand für ihn die Zeit still – bis er sich den Wolken näherte und er sich in Relation zur Erde wahrnehmen konnte.



Der Pilot Joseph Kittinger springt aus über dreissig Kilometer Höhe aus einem Ballon, rast mit fast tausend Stundenkilometer zur Erde und dennoch bleibt die Zeit für ihn stehen. Mit diesen Bildern beginnt Peter Mettlers filmischer Essay «The End of Time». Bild: pd

Die erste Station der filmischen Reise ist das Cern in Genf, wo zur Zeit der Entwicklung des Teilchenbeschleunigers gefilmt werden konnte. Hier erforschen Wissenschaftler Zeitdimensionen, die sich unseren Sinnen entziehen. Auf Hawaii folgt die Kamera glühenden Lavamassen, lebendiges Symbol für Jahrtausende vorzeitlicher Erdgeschichte. Auf der Südseite des Big Island von Hawaii traf Peter Mettler den Aussteiger Jack Johnson, dessen Haus dreissig Jahre lang von den rundherum fliessenden Lavaströmen verschont blieb – eines der eindrucklichsten Bilder des Films.

Verstörend sind die Aufnahmen von den Zivilisationsruinen der ehemals blühenden Automobil-Metropole Detroit. Von den Bewohnern verlassen, hat die Natur innert weniger Jahre die Innenstadt zurückerobert und überwuchert. Lebensraum wurde transformiert: Wo Henry Ford einst seine Werkstätten betrieb, entstand ein opulenter Kinopalast – heute befindet sich darin ein Parkhaus.

Bildsequenzen als Bewusstseinsstrom

Das Ende einer menschlichen Zivilisation führt zur Sterblichkeit des Menschen und der offenen Frage nach dem ewigen Lebenszyklus – der Film zeigt ein hinduistisches Begräbnis-Ritual in der Nähe von Bodhgaya, dem Ort von Bud-

dhas Erleuchtung. Auf dem Observatorium des Mauna Kea auf Hawaii öffnet sich der Blick in die Weiten des Weltraums. Ein Teleskop ist die beste Zeitmaschine, damit lässt sich bis zu zehn Milliarden Jahre in die Vergangenheit zurückblicken: Wir sind das Universum, das sich selber anschaut. Gegen Schluss des Films entfacht Peter Mettler ein kaleidoskopisch-visuelles Feuerwerk mittels einer neu entwickelten Ton- und Bildmisch-Software. Diese Bildsequenz soll den Bewusstseinsstrom wiedergeben als einen Fluss mehrerer paralleler Wirklichkeiten. Die Zeitreise endet in Toronto, am Stubentisch mit der betagten Mutter des Regisseurs – ein berührender Moment der persönlichen existentiellen Erfahrung mit Zeit.

Kinok Cinema in der Lokremise St.Gallen.

Genaue Spielzeiten siehe Veranstaltungskalender. Am Montag, 15. Oktober, 19.30 Uhr ist der Regisseur Peter Mettler anwesend und beantwortet Fragen. Mehr Infos: www.kinok.ch

Bild: pd



VON DER ROLLE
von Anja Schulthess

Von Tieren und Menschen

Wenn ich krank bin, schaue ich Tierfilme. Sonst nicht. Denn wenn ich einigermassen bei den Leuten bin, dann interessieren mich Viecher nicht besonders. Ausser natürlich, es handelt sich um den namenlosen schwarzen Panther, der sich in dunklen Solothurner Wäldern herumtreiben soll, oder um das Krokodil Klaus im Oberpfälzer Klauensee, das die armen Schwanendorfer den ganzen heissen Sommer über vom Baden abhielt und dem Bürgermeister schlaflose Nächte bereitete. Solche Angelegenheiten interessieren mich brennend, sind aber leider Randphänomene beziehungsweise Randphantome. Die echten Tiere, naja. Ich bin kein Tierfreund, finde die meisten weder besonders herzlich noch verspüre ich das Bedürfnis, mir ein Haustier anzuschaffen, um das Gefühl zu haben, dass immer jemand da ist. Ich zähle mich auch nicht zu den Menschen, die Tiere für die besseren Menschen halten und Sätze sagen wie: «Tiere sind halt ehrlicher.» Eine Nullaussage. Aber schwer widerlegbar. Wie soll ich denn wissen, ob der Hund, der mich mit grossen Augen von unten hechelnd – irgendwie lieb halt – anschaut, mir etwas vormacht oder nicht? Egal. Wie gesagt, wenn ich krank bin, mein Hirn mir gerade noch sagt: «Klo, Tee, Klo», dann sind Tierfilme genau das richtige. Also, ich meine schon richtige Tierfilme, nicht «Menschen, Tiere und Doktoren» auf Vox und solchen Mist (übrigens ein Sender, der spezialisiert ist auf vermenschlichte Tiere und Menschen, die, zumindest was ihre sprachliche Ausdrucksweise angeht, auf den Hund gekommen sind). Wenn schon, dann richtige Tierfilme. Am liebsten schaue ich im Halbschlaf irgendwelchen Ratten zu, wie sie sich Nahrung beschaffen, oder Elefanten in der Herde und Hyänen beim Aasverzehr. Ich vegetiere, die vegetieren, und ich fühle mich für einmal ganz und gar mit der Welt verbunden. Nun ja, so harmonisch ist das nun auch wieder nicht. Und Sie werden zu Recht einwenden, dass manche von diesen Tieren verdammt klug sind und viel mehr tun, als nur vor sich hinzuvegetieren. Was Menschen von Tieren unterscheidet, sind bekanntlich Nuancen. Und gerade in diesem Zustand – auf dem Sofa, nicht mal mehr fähig, anständige Sätze im Kopf zu bilden, geschweige denn diese zu artikulieren – wird es schwierig zu sagen, um welche Nuancen es sich da eigentlich handelt. Was mich dann am meisten verstört: Die haben Gesichter! Die Elefanten, die Löwen, selbst Zebras – die langweiligsten Tiere unter der Sonne – haben Gesichter. Es menschelt da gewaltig in der Wildnis, und dem Blick einer Muttergazelle mit einer Babygazelle im Bauch standzuhalten, die gerade von einem Löwen zu Boden gerissen wird, ist schaurig. Die Verstörung erreicht ihren Höhepunkt abends, wenn es dunkel wird und man noch immer daliagt wie am Morgen, halb wach, halb tot vor der Kiste. Dann nämlich, wenn sich dieses von fern vertraute Wesen im Fernseh Bildschirm spiegelt und man sich selbst erblickt: ein gelblich-weisses Kreatürchen mit Schlafzimerblick und diesem Gesicht, das stumm glotzt.

Anja Schulthess, 1988, ist in Grabs aufgewachsen, studiert heute Filmwissenschaften in Zürich und schreibt für «NZZ Campus».



Bild: pd

SCHAUFENSTER

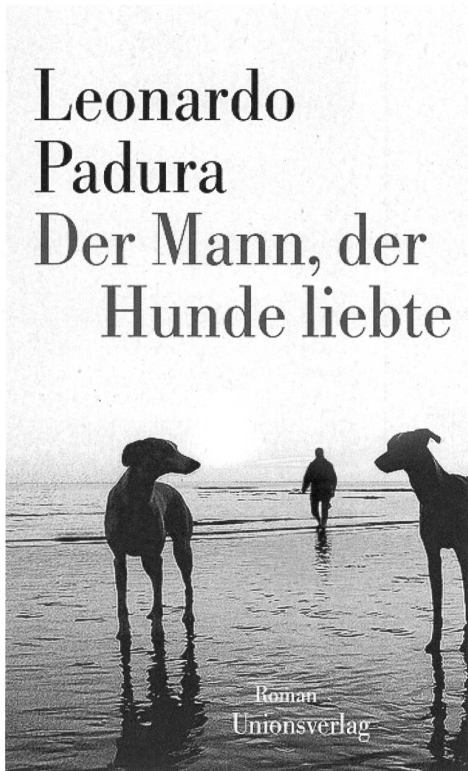
Lachen, oder nicht?

1 Man hat ihn, oder man hat ihn nicht. Man kann nicht darüber reden, sondern nur darüber lachen. Oder nach Peter Ustinov: «Humor ist einfach eine komische Art, ernst zu sein.» Dieses Zitat hat sich das Kunstmuseum in Vaduz auf die Fahnen geschrieben, wohl aus dem Grund heraus, dass Kunst in der Regel als wichtige Sache daherkommt, Besucher sich in gedankenschweren Interpretationen unverständlicher Objekte versteigen – dass es auch einfach zum Lachen sein könnte, daran wagt kaum einer zu denken. **«Don't Smile. Vom Humor der Kunst»** heisst die Ausstellung, die uns nun eines Besseren belehrt und trotzdem Schenkelklopfer aussen vor lässt. Denn eben: So einfach ist das nicht mit dem Humor. Wer vor dem Laufsteg des Bludenzener Künstlers Rainer Ganahl steht, den wird das Lachen nicht gerade von alleine packen. In Leuchtjacken stellen zehn Arbeiter den Laufsteg für «karl marx dressing UP» auf, bis sie plötzlich an die Wand gestellt und verhaftet werden. Vorhang auf für das System der Unterdrückung. Kurze Röcke mit Aufdrucken wie «Karl Marx works for 50 \$/Month in China» werden präsentiert. H&M lässt grüssen. «Don't smile»

fällt leicht, wenn Humor als Ironie der Geschichte daher kommt.

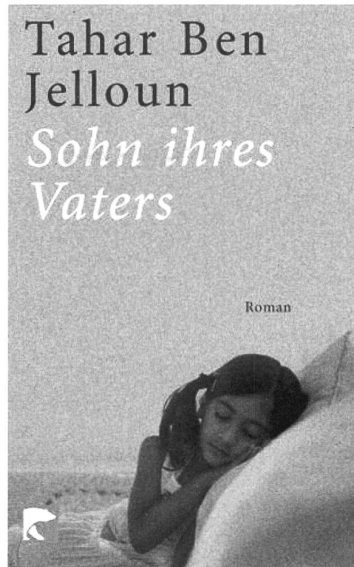
Rainer Ganahl ist einer der sieben Hauptkünstler, die für die Ausstellung eine «dichte Erzählung» kreierten, die von historischen Werken von Künstlern wie dem Surrealisten René Magritte flankiert werden. Terry Gilliam von Monty Python erzählte einmal dem «Guardian», wie er Magrittes Humor entdeckt hatte. Das war Ende der sechziger Jahre in der Tate. Die Besucher seien in einer Art religiöser Scheu durch die Hallen gegangen, während er unkontrollierbar laut lachen musste, erinnert er sich – damals sei ihm aufgegangen, was für ein herrlich trockener Witzeerzähler Magritte doch war. Mit dem Humor ist es wie mit der Liebe, es erwischt einen, oder nicht. Smile, or don't. Denn die Ausstellungsstücke im Kunstmuseum halten es mit Ustinov, sie haben eine komische Art, ernst zu sein. Manche sind mehr dieses, andere mehr jenes – je nach Betrachter. (ak)

LITERATOUR
mit LEA HÜRLIMANN



Trotzki und sein Mörder

2 In seinem über siebenhundert Seiten starken Roman schildert Leonardo Padura das Leben von Lew Dawidowitsch Bronstein – besser bekannt als Leo Trotzki – vom Tag seiner Verdrückung aus der Sowjetunion durch Stalin an. Parallel dazu erzählt er die Geschichte des weitaus weniger bekannten Ramón Mercader, Trotzki's Mörder. Langsam, aber sicher nähern sich die beiden Lebensgeschichten einander an und verflechten sich, bis kommt, was kommen muss. Der Leser kommt den Figuren dabei so nah, dass er gar nicht anders kann, als zu hoffen, dass die Geschichte anders ausgehen möge. Aber Padura hält sich sehr streng an die historischen Tatsachen, die er sorgfältig recherchierte. Und so nimmt er einen mit in die Wirren des spanischen Bürgerkriegs, nach Moskau zu den stalinistischen Schauprozessen, ins Ausbildungscamp der sowjetischen Geheimdienstagenten, ins heutige Kuba (wo der Ich-Erzähler Iván, ein kubanischer Schriftsteller lebt) sowie auf die Etappen von Trotzki's Exil in die Türkei, nach Dänemark und ins Mexiko der dreissiger Jahre.



Der König, der sich einen Sohn wünschte

3 Auch das achte Kind von Hadsch Ahmed Suleiman ist ein Mädchen, und das, obwohl er sich sehlichst einen Nachfolger wünscht und alles versucht hat, obwohl er Ärzte und Wunderheiler aufgesucht hat und jeden Trick ausprobierte, seine Frau Zaubertänke trinken liess, von denen sie krank wurde. Aber diesmal hat Hadsch Ahmed Suleiman einen Plan, und so wird die Geburt eines Sohnes verkündet und dem Kind der Name Ahmed gegeben. Ahmed wächst auf als Knabe, als Prinz zwischen seinen Schwestern, er ist der ganze Stolz seines Vaters. Aber Ahmed wird älter und merkt bald, was mit ihr los ist. Sie versucht, sich dem Wunsch ihres Vaters zu beugen und ihr eigenes Unglück in Kauf zu nehmen. Ein orientalisches Märchen.

Grosswerden in Zeiten des Krieges

4 Ivana ist neun Jahre alt und fährt zum ersten Mal ohne ihre Eltern in ein Ferienlager ans Meer. Während der Zeit des Ferienlagers bricht der Krieg aus und ihre Heimatstadt Vukovar wird belagert. Ivana, ihr älterer Bruder und die anderen Kinder können nicht nach Hause zurückkehren. Und der Vater von Ivana ist spurlos verschwunden. Die Mutter zieht mit den Kindern herum auf der Suche nach einem Obdach und einem Auskommen. Dabei erleben sie einmal Verwandte, die sie nicht mehr beherbergen wollen, dann wieder Behörden, die ihnen nicht helfen können oder wollen. Und langsam wird der Krieg zur Normalität, so wie auch das winzige Zimmer in der ehemaligen Kaderschule, die zum Flüchtlingslager umfunktioniert wurde und wo Ivana zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder für sechs Jahre lebt, zum Zuhause wird. Jeden Tag hofft sie, dass ihr Vater noch am Leben ist, und dass man ihnen endlich eine Wohnung zuteilt. Daneben aber nimmt das Leben seinen Lauf. Ivana wird zum Teenager, der Freundinnen findet, in die Dorfdisco fährt und erste Romanzen erlebt.

- 1 **DON'T SMILE. VOM HUMOR DER KUNST.**
Kunstmuseum Liechtenstein Vaduz.
Ab 21. September, Dienstag bis Sonntag, 10 bis 17 Uhr.
Mehr Infos: www.kunstmuseum.li
- 2 **LEONARDO PADURA: Der Mann, der Hunde liebte.**
Unionsverlag, Zürich 2012.
Fr. 42.90
- 3 **TAHAR BEN JELLOUN: Sohn ihres Vaters.**
Berliner Taschenbuch Verlag, Berlin 2011.
Fr. 13.90
- 4 **IVANA BODROŽIĆ: Hotel Nirgendwo.**
Paul Zsolnay Verlag, Wien 2012.
Fr. 26.90

1 GÉNOCIDÉ.

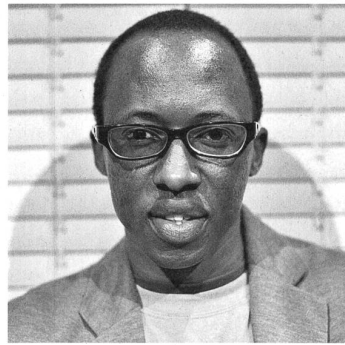
Keller der Rose St.Gallen.
Mittwoch, 17. bis Sonntag,
28. Oktober, jeweils 20 Uhr;
Sonntags zusätzlich 11 Uhr.
Vorverkauf: Solidaritätsnetz:
071 220 17 45,
info@solidaritaetsnetz.ch

2 FLOW.

Kulturforum Amriswil.
Freitag, 26. Oktober, 20 Uhr.
Grabenhalle St.Gallen.
Sonntag, 28. Oktober, 19 Uhr.

**3 SIMON REYNOLDS (LESUNG) UND
THE NIGHTINGALES (KONZERT).**

Palace St.Gallen.
Freitag, 19. Oktober, 21 Uhr.
Mehr Infos: www.palace.sg



Bilder: pd

THEATERLAND

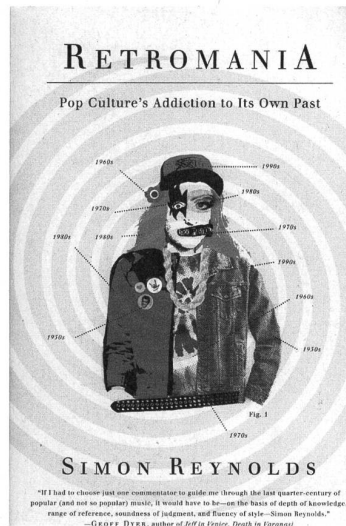
Kann man vergeben?

1 Zehntausend Menschen jeden Tag abgeschlachtet, und das über Monate: Was Révérend Rurangwa im Buch **«Génocide»** über den Völkermord in Ruanda im Jahr 1994 berichtet, «das übertrifft alles, was man sich überhaupt vorstellen kann an Gräueln», sagt Pierre Massaux. Der in Speicher lebende Theatermacher hat sich – dennoch oder erst recht – an das gewaltsame Thema gewagt und bringt jetzt eine Bühnenfassung des Buchs zur Uraufführung. Rurangwa hat das Morden schwer verletzt überlebt, er wurde (unter anderem in der Schweiz) medizinisch behandelt, ging später zurück in sein Heimatland und begegnete dort einem seiner Peiniger wieder. Heute lebt er in Neuchâtel und hat sich zur Premiere des Stücks am 17. Oktober angekündigt. Kann man vergeben – «peut-on pardonner?» Die Frage stellt Massaux in seiner Inszenierung. Es ist die Urfrage nach jedem Krieg, nach jedem Konflikt – und die SchauspielereInnen und Schauspieler, die beim Stück mitmachen, kennen die Frage zum Teil aus eigener Erfahrung. Denn Massaux entwickelt das Projekt in Zusammenarbeit mit dem Solidaritätsnetz Ostschweiz, mit Migrantinnen und Flüchtlingen: Türken, Kurden, Iraner, Eritreer, Frauen und Männer mit einer eigenen Opfergeschichte. Diese sei zwar in der Regel weniger grausam als jene der Ruander – aber das Interesse und die Anteilnahme am Thema sei gross bei den Mitspielern, die Fragen zahlreich, die Antworten: schwierig. Massaux ist ein Künstler, der den schwierigen Fragen nicht ausweicht. Er hat immer wieder dramatische Menschheitsstoffe angepackt, darunter «Shoah» oder «Ist das ein Mensch» über Primo Levi. Und auch die bisherigen Projekte mit seinem Migranten-Ensemble «présent» gingen aufs Ganze: 2009 brachte er

«Stimme der Erde» hervor, 2010 «Orange – Reise in die Hölle» über das Lager Guantánamo, 2011 schliesslich «Gottes vergessene Kinder», ein Stück zur Gehörlosigkeit. Welche Gesten, welche Worte zu finden sind für das Unsagbare und Unvorstellbare: Das sind Fragen, die den Theatermann beschäftigen. Die Lösung für das neuste Stück umschreibt er so: Die Hauptfigur wird aufgeteilt auf mehrere Spielerinnen und Spieler; die Einzelstimme, das Einzelschicksal wird damit ins Überindividuelle, Allgemeine gehoben. Neben den Laien spielen auch Profis mit, darunter der aus Ruanda stammende Diogène Ntarindwa, der schon in Milo Raus «Hate Radio» mit von der Partie war. (Su.)

Tanz zum Glück

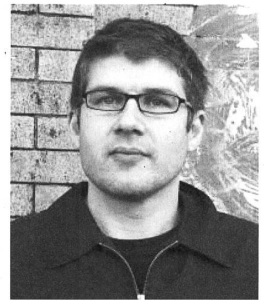
2 Die Tänzerin und Choreografin Linda Magnifico ist unter anderem in St.Gallen als Ballettmeisterin bei Tanzchef Marco Santi tätig. Zusammen mit ihrem Ehemann, dem Musiker Sasha Shlain bildet sie ein Duo namens DysoundBo. **«Flow»** heisst ihr Stück, das als Reise durch die Welt der Gefühle angekündigt wird und dem Geheimnis der Schaffenslust und des Glücks nachgeht. Mit der schlagenden Einsicht: Glück ist die Abwesenheit von Längeweile. (Su.)



FORWARD

Die Retro-Falle überwinden

3 Endlich liegt in diesem Oktober die deutsche Übersetzung von **«Retromania»** vor, Simon Reynolds' gewaltiger Auslegeordnung über die scheinbar unerschöpfliche Rückwärtsbewegung der Popkultur, die seit Jahren nichts mehr Neues zustande bringt, sondern nur noch ihre Archive plündert. Die meisten (der wenigen noch vorhandenen) deutschsprachigen Kulturjournalisten mit Popwissen haben die Diagnose einer «neuen Zivilisationskrankheit» als «aktuellen Diskurshit» (Klaus Walter) schon vor Jahresfrist besprochen; begeistert ob der Recherche und spannenden Aufbereitung, oft aber kontrovers, was die Analyse betrifft. Die sei zu pessimistisch und selber retro-verdächtig, wenn der 1963 geborene Autor von bahnbrechenden Büchern über Postpunk, Rave oder Techno die laufende simultane Verwurstung aller Einflüsse nicht als Innovation oder zumindest gültigen Zeitgeist-Ausdruck anerkenne. Allerdings bemüht sich Reynolds selber, all jene Bands als zukunftsweisend zu preisen, die entgegen der blossen Nachempfindung der Geschichte(n) eine «reflexive Nostalgie» (statt restaurative) anstreben oder, noch besser, nicht Formate, sondern eine Geisteshaltung zurückerobern, pardon einnehmen. Er glaube immer noch, dass die Zukunft im Pop vor uns liege, hat der Londoner mit Wahlheimat New York gesagt und angedeutet, dass der Ausweg womöglich in der kompletten Erschöpfung liege, oder eben in der Angleichung an die gewaltigen technischen und wirtschaftlichen Umwälzungen der jüngsten Zeit: «Wenn eine Generation heranwächst, die gar kein Gespür für Geschichte hat, kann es gut sein, dass sie richtig interessante und seltsame Musik produziert.» Wenn Simon Reynolds zusammen mit



Bilder: pd

seinem Übersetzer Chris Wilpert (Ventil-Verlag) nun noch einmal mit seinem über 500-seitigen Werk tourt und ins Palace kommt, dürfte sich die Diskussion bereits etwas verschoben haben: Schon der Untertitel, der im englischen Original noch «Die Sucht der Popkultur nach ihrer eigenen Vergangenheit» hiess, weist darauf hin, dass die Sucht irgendwann ein Ende haben könnte: «Wenn der Popkultur die Vergangenheit ausgeht.» Im Palace St.Gallen ist die Grundlage zur Diskussion sozusagen gut eingespielt: Im früheren Kinosaal waren jedenfalls bereits einige der von Reynolds hervorgestrichenen Vordenkerbands wie Animal Collective, Gang Gang Dance oder The XX zu erleben. Und demnächst gastieren ausgerechnet: Ariel Pink. Die stehen, wie das Magazin «de:bug» Reynolds' Verehrung zusammenfasst, modellhaft für jene Musiker, die «anstatt ein eingehegtes Feld – Hardcore Rave, New Wave oder 60's Garage – zu beackern, sich genüsslich in den Zwischengängen und Abwegen eines unübersichtlichen Archivuniversums verirren. Gerade in diesem Mangel an Souveränität könnten diese Musiken zeitgenössisch wirken, wenn sie doch Symptome eines erschöpften und zaudernden Subjekts auf.» Am Retromania-Abend selber spielt im Anschluss eine Postpunk-Band, die auch bei Reynolds durch alle Raster gefallen ist: **The Nightingales** aus Birmingham kümmern sich mit ihrem unvergleichlich wuchtigen und experimentierfreudigen Spagat zwischen Rockabilly und Krautrock einen schwarzgalligen Dreck um Retro- oder andere Moden und sind darum stets unwerfend, ähm, momentan-modern. Und wem das alles etwas zu verbissen erscheint, der soll sich getrost an Karl Valentin halten: «Heute ist die gute alte Zeit von morgen.» Und wie sagte er doch zur Retromania: «Früher war die Zukunft auch besser.» Wems hilft ... Marcel Elsener

Der Tod des Albums

1 Terre Thaemlitz, hyperaktive Experimental/Ambient/House-Musiker_in, Transgenderaktivist_in, Theoretiker_in, Dj_ane, Wahljapaner_in und Labelbetreiber_in von Comatonse Records, untersucht seit rund zwanzig Jahren Möglichkeiten einer künstlerischen Praxis als kritische Intervention, einer multimedialen Vermengung von Kunst, Politik und Theorieproduktion innerhalb der New Electronica.

In den späten Achtziger Jahren aktiv in der Schwulen- und Aidsbewegung in New York tätig, avancierte Thaemlitz zur vielgeliebten Trans-Underground-Djane DJ Sprinkles (nur eines der vielen Pseudonyme) und begann Mitte der Neunziger, selbst Tracks zu produzieren. Aufgewachsen mit Brian Eno im Ohr, arbeitet sie an einer Form von Ambient, welche die essentialistische Tendenz, die sozialen Kontexte der Musikerinnen und Hörerinnen völlig ausser acht zu lassen, kritisiert. Diese anti-essentialistische Haltung zieht sich durch Thaemlitz' vielschichtiges Werk. Jeder Baustein ist ein kleiner Feldzug gegen Grenzziehungen wie Mann/Frau, Natur/Gesellschaft und so weiter, und versucht die sozialen und politischen Kräfte zu demaskieren, die hinter den Konstrukten von Identität, Geschlechterrollen und Sexualität stehen. Dies immer ohne sich selbst auszuschliessen. So legt sie in ihren Alben, Texten und Hörspielen, manchmal gnadenlos, biografische Verletzungen offen und zeigt auf, aus welcher Warte, aus welcher Geschichte sie spricht. Sie sieht sich als eine, «die alles, was sie verleugnet, in sich selbst kritisch verkörpert». Terre war nie die bunte, aufgetakelte Transe, die lustige Abendunterhaltung bietet. Sie bezeichnet sich selbst als «ein kommunistisch rosa angehauchter Schwuler: ein Transi und eine Femme- (nicht Mensch-) Maschine». Terre's House- und Fag-jazz-Tracks beschallen den Dancefloor ungeschminkt und vergessen nie, dass die Körperlichkeit von House-Music auch mit körperlichem Zerfall, zum Beispiel durch Aids, und in Zusammenhang mit homophoben Politiken steht.

«Ich habe keinen Glauben an die Möglichkeit einer atheistischen Gesellschaft oder gottlosen Welt. Ich selbst bin wahrhaftig ohne Glauben. In einer medialen Wirtschaft, die «soulness» verlangt, ist «soulnessless» das einzige, was ich anbieten kann.» Diesen Abgesang an «Faith» und «Soul» in Kombination mit einer scharfen Ökonomiekritik bringt Thaemlitz in ihrem neuesten Konzept-Album «**Soulnessless**» auf den Punkt – und dazu das eine oder andere Iphone und Macbook zum Crash. Das Mega-Epos umfasst und verwebt mehr als 32 Stunden (!) Soundmaterial auf einer fingerhutgrossen MicroSD-Karte und ist das bisher längste Album der Musikgeschichte. Wie es sich für Epen gehört, ist das Album in fünf Cantos gegliedert,



deren Herz ein dreissigstündiges (!) Pianosoło (Canto V) mit dem Titel «Meditation on Wage Labor and the Death of the Album» ist. Dieses widmet sich inhaltlich dem widersprüchlichen Verhältnis des Formats Album im Zeitalter der MP3-Downloads, und der damit einhergehenden Selbstprekarisierung der Künstlerinnen innerhalb der Musikindustrie. Jedes der fünf Kapitel, die vier Jahren aufwendiger Recherche entstanden sind, behandelt ein anderes Themenfeld. «Rosary Novena For Gender Transitioning (Canto I)» befasst sich kritisch mit den Verstrickungen von Ideologie, Katholizismus, Pharma-Industrie und Transgenderism und der daraus folgenden perfiden Weiterführung eines patriarchalen Gender-Kults. «Traffic with the Devil (Canto II)» versucht soziale, psychologische und politische Dimensionen von Geisterkulten und «Hauntings», erfahren von philippinischen Sans-Papiers in Japan, zu dechiffrieren. «Pink Sisters (Canto III)» erforscht den Gebrauch von Audio-Geräten und Soundsystemen von Nonnen in Klöstern. «Two Letters (Canto IV)» fragt nach Anti-Kriegs-Intentionen katholischer Männerschulen in den USA während den Weltkriegen.

Ausserdem beinhaltet das Set aufwendige Videocollagen zu den jeweiligen Kapiteln und ein Text-Booklet, allesamt übersetzt in zehn Sprachen von Bulgarisch bis Russisch. Und damit auf dem Dancefloor das Licht nicht ausgeht, gibt's begleitend zwei Vinyl-LPs samt House-Remixes von Thaemlitz' Alter Egos DJ Sprinkles und K-S.H.E.



Requiem für die Kontami«nation»

2 Das von Kodwo Eshun und Anjalika Sagar gegründete Künstlerinnenkollektiv Otolith Group zeigte an der diesjährigen Documenta den Film «The Radiant», welcher sich mit der Atomkatastrophe von Japan 2011 und der (Un-)Sichtbarkeit von nuklearer Verseuchung beschäftigt. Soundaufnahmen von Strahlungs-Messgeräten begleiten die Collage aus Archiv-, Propaganda- und selbsterstelltem Filmmaterial. Sie zeigen eindrücklich die Unmöglichkeit einer Visualisierung (und Hörbarmachung) des Ausmasses der Katastrophe, die Vertuschungspraktiken von Tepco und der japanischen Regierung: Japan als Versuchslabor des globalen Atomregimes. Ebenfalls Erinnerungsarbeit für Fukushima unternimmt der japanische Experimentalmusiker (Sänger und Gitarrist der 1984 gegründeten Experimental-Psychedelic-Rock Band Ghost) und Akupunkteur Masaki Batoh. Der komische Kauz arbeitete gerade an seinem neuen Album, als die Schockwelle Japan erfasste. Als Batoh nach der Zwangsevakuierung nach Tokio zurückkehrte, sah er sich und seine Patientinnen mit Zuständen enormer mentaler Instabilität und mit Traumata konfrontiert, was sein neues Album in eine andere Richtung lenkte.

Das im Februar auf dem gleichem Label erschienene Album «**Brain Pulse Music**» kombiniert mit BPM erzeugte Soundexperimente – die u.a. durch Betrachtung von Medienbildern von Fukushima und historischen japanischen Bildtafeln entstanden sind – mit traditionellen japanischen Instrumenten zu einem mantra-artigen, unheimlichen Requiem – simultan mit der eigenen (nationalen) Geschichte und einer 24'000 Jahre (Halbwertszeit) andauernden kontaminierten Zukunft.

1 **TERRE THAEMLITZ,**
Soulnessless, Comatonse, 2012.

2 **MASAKI BATO,**
Brain Pulse Music, Drag City, 2012
www.dragcity.com
Otolith Group, <http://otolithgroup.org/>

JULI



Übersicht

Wer sich einen konzentrierten Überblick darüber verschaffen will, was die jüngere Generation von Künstlerinnen und Künstlern in unserem Land umtreibt, reist derzeit am besten nach Aarau: Das Aargauer Kunsthhaus zeigt in einer grosszügig angelegten und sorgfältig präsentierten Schau 49 Positionen aus allen Landesteilen mit neuesten Arbeiten. Neben bekannten Namen sind auch einige Neuentdeckungen zu machen. Die Ausstellung markiert das dreissigjährige Jubiläum des Manor-Kunstpreises.

La jeunesse est un art

Bis 18. November, Aargauer Kunsthhaus Aarau.
Mehr Infos: www.aargauerkunsthhaus.ch

KUL



Kunst und Wirklichkeit

Anlässlich des Internationalen Tages der psychischen Gesundheit am 10. Oktober finden in Liechtenstein die sogenannten Wahnsinnsnächte statt. Mit Hilfe verschiedenster künstlerischer Medien wird eine öffentliche Plattform geschaffen, wo Interessierte, Betroffene, Fachpersonen und Kulturliebhaber einen gemeinsamen Nenner finden und sich darüber hinaus mit zum Teil tabuisierten Themen unserer Gesellschaft beschäftigen. Auf dem Programm stehen Film, Theater, Literatur und Vorträge.

Wahnsinnsnächte

Sonntag, 21. bis Montag, 29. Oktober,
div. Orte Liechtenstein.

Mehr Infos: www.wahnsinn.li

BERNER
kulturagenda



Mörderisches Burgdorf

Zehn Tage lang wird Burgdorf wieder zum Zentrum der Schweizer Krimifans. In ihrer zehnten Ausgabe fahren die Krimitage ein reichhaltiges Programm auf, das wie gewohnt nicht nur aus Lesungen besteht, sondern auch Theater, Film, Hörspiel, Konzerte und Ausstellungen rund ums mörderische Thema sorgen fürs Ambiente in der Stadt. Und natürlich dürfen Stars nicht fehlen: Ingrid Noll zum Beispiel, Martin Walker, Arne Dahl und Peter James geben sich die Ehre – um nur einige zu nennen.

Krimitage

Freitag, 26. Oktober bis Sonntag,
4. November, div. Orte, Burgdorf.

Mehr Infos: www.krimitage.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel



Kultur aus Moskau

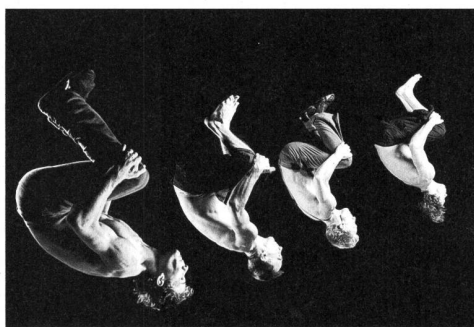
Seit zehn Jahren findet das Festival Culturescapes statt, das der Niederländer Jurriaan Cooman ins Leben gerufen hat, weil ihn fremde «Kulturlandschaften» schon immer fasziniert haben. Neun verschiedenen Ländern (mehrheitlich aus dem ehemaligen Ostblock) wurde seit 2003 eine Plattform geboten, zunächst nur in Basel, später auch in anderen Schweizer Städten. Die 10. Ausgabe ist nicht mehr einem Land, sondern der Metropole Moskau gewidmet und gibt mit einer Fülle von Veranstaltungen Einblicke in deren vielfältige, widersprüchliche und brisante künstlerische und politische Lage.

Festival Culturescapes

Mittwoch, 17. Oktober bis Sonntag,
2. Dezember, div. Lokalitäten, Basel.

Mehr Infos: www.culturescapes.ch

KOLT



Ein Zirkus mit Hip-Hop

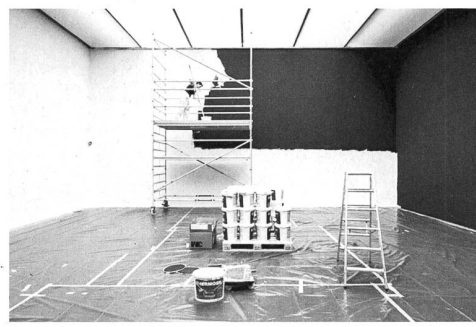
Schlagzeuger Ben Walsh gibt den Grundbeat an. Herr über Platten und Pulte ist Scratching-Meister DJ Dizzi. Beatbox-Weltmeister Tom Thum ist auch dabei – der Stimmakrobat erzeugt so mühelos Töne und Rhythmen wie sein Percussion-Kollege auf seinen Instrumenten. Zu den drei Hip-Hop-Künstlern gesellen sich in der Show vier Akrobaten, die dreist und mutig eine schwindelerregende Performance mit Luftakrobatik in über sechs Metern Höhe und atemberaubenden Saltos zeigen.

Tom Tom Crew

Donnerstag, 25. Oktober, 20 Uhr,
Stadttheater Olten.

Mehr Infos: www.stadttheater-olten.ch

041
Das Kulturmagazin



Neue Ansichten

Die Ausstellung «Nouvelles boîtes» macht die Architektur des Kunstmuseums Luzern sinnlich erlebbar: Bei fast allen Werken handelt es sich um Installationen, die erst in einem architektonischen Kontext funktionieren und die einzelnen Ausstellungssäle als Räume und Gefässe an und für sich thematisieren. Die amerikanischen Künstler Allora & Calzadilla, die mit ihrem Beitrag an der Biennale in Venedig im letzten Jahr für Aufregung sorgten, erarbeiten unter Mitwirkung von «Tanz Luzerner Theater» eine Performance, die man sich nicht entgehen lassen darf.

Nouvelles boîtes!

Sonntag, 21. Oktober, ab 13.00 Uhr,
Kunstmuseum Luzern.

Mehr Infos: www.kunstmuseumluzern.ch